Die Herberge der Gerechtigkeit.

Zweiter Theil.

Die Herberge der Gerechtigkeit.

Roman

von

Levin Schücking.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1879.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Inhalt des zweiten Theils.

Elftes Kapitel.

Renaissancephantasien.

Unser kleiner Freundeskreis machte einmal wieder bei sonnigstem Wetter einen seiner Sonntagsnachmittagsausflüge. Heute waren sie zur Porta Pia hinausgezogen, und ihr Ziel die Nomentanische Brücke, in deren Nähe die grünen Halden des Mons Sacer zur Besteigung locken, um von der mäßigen Höhe herab die Blicke an der Campagna und an ihrer grandiosen, stillen und stummen und doch so mächtig zum Herzen redenden Schönheit zu laben. Und als dann die kleine Gesellschaft auf dem geräumigen Altan vor der viel besuchten und belebten Trattoria Magnani endlich zum Ausruhen vom langen Wege gekommen, auch die Debatte über die Vorzüglichkeit vom „Dolce“ und „Asciutto“ mit der Entscheidung für den erstern ihren Abschluß gefunden, fand Frau von Kahldorf, die Novellistin, es an der Zeit, dem Gespräche einen bedeutsamern Inhalt

zu geben, und indem sie das Auge auf den blauenden Höhenzug des Monte=Cavo gerichtet hielt, sagte sie:

„Wie traurig ist es, daß in dieser ewig sich gleich=bleibenden Schönheit der Natur nicht auch die Menschen mit ihren Sitten, Anschauungen und Einrichtungen sich gleichbleiben! Wie schön muß das Rom der frühern Tage gewesen sein, von dem die alten Herren unter den Künstlern, die vor einem halben Jahrhundert hier einwanderten, uns erzählen, das Rom, wie es Goethe uns schildert!“

„Freilich“, fiel hier der Bildhauer ein, „damals, als noch das Gras auf den Straßen wuchs und man abends sich seinen Weg heimsuchen mußte beim Schein der Oellämpchen, die an den Straßenecken vor den Madonnenbildern an den Eckhäusern brannten; als noch der Fiascone des vortrefflichsten Weines zwei Soldi kostete, alle die päpstlichen Pompaufzüge aber ganz um=sonst zu sehen waren — da muß für die Künstler die Ewige Stadt noch um vieles anziehender gewesen sein. Aber man kann nicht verlangen, daß die Welt in ihrem Weiterschreiten sich nach den Sympathien und den Be=dürfnissen der Künstler richte — Sie selbst, gnädige Frau, würden sich sehr empört fühlen, wenn man Ihnen zumuthete, den Forderungen der Mode gegenüber etwas Aehnliches bei Ihrem Anzuge zu thun!“

„Wie das?“

„Folgen Sie in Ihrer Toilette nicht auch der Weiterentwickelung der Zeit? Und wenn ein Künstler Ihnen sagte: «Wie schade, daß Sie nicht bei der Tracht von vor siebzig Jahren stehen geblieben sind, die unsereinem das Studium des Spiels schönbewegter Glieder und unverhüllter Formen so erleichterte ...»“

„Ah, Sie sind doch garr zu indiscrät!“ krähte ihn die scharfe Stimme des „kurländischen Junkers“ an.

„Aber doch wahr — diese Ihre Entrüstung habe ich ja soeben vorausgesagt, und ebenso würde die alte Dame Rom entrüstet sein, wenn Sie ihr zumutheten, sie solle sich, weil sie einmal ein Künstlermodell sei, nicht anders als in dem Costüm der Tage von Carsten, Thorwaldsen oder gar Winckelmann zeigen. Das mag damals recht schön gewesen sein ...“

„Schön!“ rief hier der kleine kunsthistorische Doctor dazwischen, „schön! Rom, wie alle diese italienischen Städte, wie das ganze italienische Leben überhaupt war nur schön zur Zeit der Renaissance!“

Der schlanke junge Genremaler fuhr hier von seinem Stuhl empor und stand mit einem kühnen Turnersatz im Augenblick darauf auf der Brustwehr des Altans.

„Hurrah, der Doctor hat sein Schlachtroß bestiegen!“ rief er lachend, „Marlborough s'en va-t-en guerre!“

„Und das Turnier, das nun beginnt, wollen Sie sich von oben herab anschauen?“ sagte Frau von Kahldorf.

„Kommen Sie dann nur wieder herunter“, bemerkte ruhig der Bildhauer, „ich bin heute durchaus nicht in der Stimmung, mit dem Doctor zu turnieren, um ihm seine fixen Ideen auszutreiben. Reden wir von andern Dingen. Wer hat Nachrichten, wie es Fräulein Branco geht?“

„Ist Fräulein Branco krank?“ fragte der Maler von seiner Brustwehr herabspringend und seinerseits ganz einverstanden, daß das Gespräch sich von der Renaissance ab und einem hübschen Fräulein zuwandte.

„Nicht krank gerade, scheint es“, antwortete Frau von Kahldorf, „aber in einem Zustande, wo sie sich von der ganzen Welt abgeschlossen hält, und ihre Freundin, die Weber, ebenfalls niemand annimmt.“

„Doch, doch, krank, sehr ernstlich krank, hör' ich“, fiel der „Junker“ ein.

„Was ist denn eigentlich geschehen und worum handelt es sich?“ fragte der Doctor. „Mir wird bei der ganzen Sache nichts klar, als daß Rudolf Merk und Herr von Losfeld plötzlich auf- und davongegangen sind — weshalb und was so Mysteriöses und Schreckhaftes dabei, das kann mir keiner sagen, obwol jeder

ein Gesicht dabei macht, als stecke ein furchtbares Geheimniß dahinter!“

„Das ist's ja eben, das ist ja auch der Fall“, fuhr der „kurländische Junker“ fort, indem sie ihren schwarzen kleinen Tirolerhut abnahm und sich über den Tisch vorbeugte, um mit gedämpfter Stimme weiter zu sprechen: „Ich habe gestern im Salon der Frau G. ein langes Gespräch mit Herrn von Derschau gehabt, und so verschlossen und zugeknöpft er auch anfangs war, doch allerlei Aufschlüsse von ihm erhalten. Er, Derschau, scheint die ganze verwickelte Geschichte gründlich zu kennen. Rudolf Merk muß irgendetwas ganz Schreckliches gethan haben, um dessentwillen er sich aus seiner Heimat geflüchtet hat. Hier in Rom hat er nun geglaubt, sicher zu sein, hat die Ruchlosigkeit gehabt, um Hermine Branco zu werben und ihr Schicksal an das seine ketten zu wollen . . .“

„Aber ich bitte Sie“, unterbrach der Bildhauer die Erzählerin, „wie kann man so unbefangen solche Beschuldigungen aussprechen, wie kann man annehmen, ein so ruhig und ehrenhaft sich gebender Mann wie Rudolf Merk, der in all seinem Wesen und Reden die Achtbarkeit selber ist, könne etwas ganz Schreckliches gethan haben? Ehe man so etwas behauptet, muß man doch ganz bestimmt sagen können: Wie

was, wo? Sonst versündigt man sich ja ganz abscheulich an einem Menschen!“

„Nach dem Wie, Was, Wo? fragen Sie Herrn von Derschau“, entgegnete die Erzählerin, „er wird Ihnen vielleicht enthüllen, was er mir freilich nicht anvertrauen wollte! Für einen Mann, der leichtsinnig Beschuldigungen ausspricht, werden Sie ihn jedenfalls nicht halten!“

„Und was vertraute er sonst Ihnen an?“ fragte der Doctor — „Sie wollten weiter reden!“

„Daß Rudolf Merk plötzlich zu seinem Schrecken hat inne werden müssen, wie seine That doch nicht so ganz verhohlen und verborgen geblieben — wie jemand da sei, der sie ahne, der sie durchschaue ...“

„Und dieser jemand — war Herr von Losfeld?“ sagte Frau von Kahldorf.

„Herr von Losfeld“, bestätigte der „Junker“.

„Sein bester Freund?“ bemerkte kopfschüttelnd der Bildhauer. „Ihn hatte er doch just nicht zu fürchten!“

„Dazu mußte er doch Gründe haben! Herr von Derschau sagte, Losfeld sei nicht das gewesen, was er geschienen.“

„Wofür er sich ausgegeben — ein Zeitungscorrespondent?“ rief Frau von Kahldorf aus. „In der That, das glaube ich gern, wie würde er sonst so

hartnäckig ein Geheimniß daraus gemacht haben, für welches Blatt er arbeite?"

„Kurz", fiel der „Junker" ein, „Rudolf Merk mußte Grund haben, ihn zu fürchten — er hat sich rasch entschlossen, abzureisen, und dabei die Schlechtigkeit gehabt, Fräulein Branco bewegen zu wollen, ihn zu begleiten. So viel ist, was ich aus den Mittheilungen des Herrn von Derschau habe schließen können."

„Dieser Herr von Derschau spielt aber doch selbst eine wunderliche Rolle in der Geschichte", sagte jetzt Frau von Kahldorf. „Ich weiß von Fräulein Weber, die ich gestern bei ihrer Copirarbeit im Vatican traf, daß er es ist, der die Katastrophe hervorgerufen hat, der bei Fräulein Branco erschienen ist und ihr in einer längern Unterredung Dinge mitgetheilt hat, welche das arme Mädchen ganz außer sich gebracht haben — sodaß sie sich hat vergiften, in den Tiber springen — was weiß ich — wollen! Die Weber ist aus Schrecken und Angst über ihren Zustand die ganze Nacht über aufgeblieben, um sie zu bewachen, daß sie sich kein Leids anthue!"

„Was hat ihr Herr von Derschau denn sagen können?" fragte der Bildhauer.

„Es scheint", entgegnete Frau von Kahldorf, „daß Derschau von Losfeld ins Vertrauen gezogen worden,

und daß er nun als Priester sich verpflichtet gefühlt hat, der armen Hermine die Wahrheit zu sagen."

„Wußte denn die Weber, um was es sich eigentlich handle?"

„Darüber bin ich nicht klar geworden", sagte Frau von Kahldorf, „ich habe natürlich nicht die Indiscretion gehabt, sie zu fragen, da ich sah, daß sie nur widerstrebend sich aussprach und sehr eilig that."

„Und so wären wir denn so klug als wie zuvor", bemerkte jetzt der Doctor. „Wir wissen bestimmt nur, daß Rudolf Merk und Herr von Losfeld plötzlich beide fort, verschwunden, weg sind, just als ob sie sich einander umgebracht hätten! Oder als ob Rudolf Merk diesen Losfeld, um seiner los zu werden ..."

„Ihre Renaissancephantasie stellt sich gleich Mord und Todtschlag vor, wie es in Ihrem lieben Cinque-Cento Brauch und üblich", unterbrach ihn der Bildhauer. „Mehr im Stile unsers Jahrhunderts wäre es, wenn Rudolf Merk durchgegangen und Losfeld als ein verkleideter Detectiv, der ihn beobachtete, jetzt hinter ihm drein wäre, um ihn sich nicht entgehen zu lassen!"

„Ein verkleideter Detectiv!" rief der Genremaler aus. „Wahrhaftig, das ist eine Hypothese, die Ihrem

Scharfsinn Ehre macht! Der Mensch sah aufs Haar so aus! Finden Sie nicht?“

„Was aber Rudolf Merk angeht“, fuhr der Bildhauer, ohne auf diese Interpellation zu antworten, fort, „so ist er ein wahrer Künstler, ein Mann von ursprünglichem und großem Talent, darüber sind alle, die seine Bilder gesehen haben, einig. Und daß ein Mann, in welchem der Genius des Schönen so mächtig ist, der eine so starke Idealität besitzt, ein Verbrecher soll sein können — wahrhaftig, es ist schwer, daran zu glauben, und bis ich selber den Beweis sehe, glaub' ich nicht daran!“

„Darüber“, entgegnete der Doctor, „ließe sich viel sagen. Unser Herrgott steckt das Talent in viele recht unbedeutende Menschen und oft in die dümmsten Köpfe. Weshalb sollte es sich nicht auch mit kalten oder gar schlechten Herzen vertragen? Was erzählt man Salvator Rosa oder Espagnoletto nach? Heilige waren weder Benvenuto Cellini noch die ganze Gesellschaft, welche er uns schildert. Und Vasari — ich bitte Sie, Vasari, was für infame Schelmenstreiche werden da erzählt! Und auf der andern Seite, gehört nicht auch die starke Leidenschaft zur Künstlernatur und ein Zug des Dämonischen? Wir wissen nicht, was Rudolf Merk eigentlich verbrochen haben soll; aber daß er im

Stande, in aufbrausendem Zorn einen schlechten Kerl todtzuschlagen, einen tückischen Feind zu erwürgen — weshalb soll ich mir das nicht als möglich denken?“

Ueber diese Meinungsäußerung des kunsthistorischen Doctors wurde jetzt in einer Weise hin- und hergestritten, die bald vom Gegenstande des bisherigen Gesprächs ab und auf die allgemeinere Erörterung des Einflusses der Kunst, der Cultur des Schönen, auf die Sittlichkeit führte. Dies gab natürlich dem Doctor erwünschte Gelegenheit, die Cultur der Renaissance in Schutz zu nehmen gegen den landläufigen Vorwurf der Entsittlichung, der grauenhaften moralischen Versumpfung, welche die von ihr beherrschte Zeit ihr zu verdanken gehabt habe. Der Doctor gerieth außer sich, wenn man ihm mit solchen „Philisterbehauptungen“ kam. Nach ihm hatte die Renaissance die Menschen befreit und ihr Handeln in der Freiheit hatte gezeigt, daß in der vorhergehenden Zeit ihrer geistigen Sklaverei ihre sittlichen Begriffe in Grund und Boden verdorben worden waren. Wir, was uns angeht, wollen diese Streitfrage auf sich beruhen lassen und bei dem Gegenstande ihrer frühern Unterhaltung von dem, was Hermine Branco betroffen haben konnte, bleiben. Um darüber jedoch unsere geehrten Leser ganz und völlig ins Klare setzen zu können, sind wir genöthigt, sehr weit

zurückzugehen. Wir müssen zu diesem Ende uns von dem Altan der römischen Trattoria an der Via Nomentana und aus dem Kreise der lebhaft erregten Künstlergesellschaft wieder in die deutsche Heimat und nach Schloß Bellersheim zurückversetzen, in die Tage, welche dem Niederbrennen des Hauses von Bertha Merk folgten, in jene Zeit, als diese eine gastliche Zufluchtsstätte gefunden hatte bei ihrem väterlichen Gönner und Freunde, dem redlichen alten Baron.

Zwölftes Kapitel.

Spesser's Entdeckungen.

Als wir von dem erwähnten Ereignisse, jener Feuersbrunst redeten und erzählten, wie nach derselben Bertha Merk jetzt bereitwillig ihren Aufenthalt auf dem Gute ihres alten Freundes genommen, behielten wir uns vor, auf das Ergebniß zurückzukommen, welches die kleinen Ausflüge gehabt haben könnten, die Bellersheim's damaliger Gast, der Gensdarmerieoffizier von Spesser, nach der Brandstätte und ihrer Umgebung machte und von Zeit zu Zeit wiederholte.

Herr von Spesser hatte sich das erste mal die Trümmer und den brandigen Schutt, die noch dampfenden Reste des Hauses ziemlich oberflächlich angesehen und eine Weile den alten Friedrich, Bertha's Factotum, beobachtet, der sich mit dem Abputzen, Reinigen und Fortbringen der letzten von ihm geretteten Gegenstände beschäftigte, damit aber ganz allein herumhantierte und keinen fremden Arbeiter zur Hülfe

herangezogen hatte, obwol ihm die Obliegenheit offenbar zu schaffen machte; bei den schwerern Gegenständen half ihm nur Gretchen, seine Tochter, sie in ihr kleines Haus im Winkel der Anlagen zu schaffen.

Spesser näherte sich ihm endlich und redete ihn an. Er fragte ihn, was er sich darüber vorstelle, wie der Brand entstanden sein möge?

Friedrich blickte auf und mit einem spähenden, scheuen Blick in das Gesicht des fremden Herrn.

„Sind Sie schon da?“ versetzte er dann ziemlich mürrisch und die Arme auf der Brust verschränkend. „Sie müssen eben sehen, ob Sie etwas darüber herausbringen, wie das Feuer entstanden ist; am Ende werden Sie darüber wol nicht klüger sein, wie es andere Leute auch sind. Ich weiß es nicht!“

„Für wen halten Sie mich?“ fragte Spesser, über diese Antwort ein wenig betroffen.

„Nun, für den Agenten der Versicherungsgesellschaft — der sind Sie doch wol?“

„Da irren Sie. Ich bin nur ein guter Bekannter, ein Gast des Barons auf Bellersheim, und von dort herübergeritten, mir anzusehen, wie es hier aussieht.“

„So, so“, versetzte Friedrich, offenbar erleichtert und höflich seine Mütze berührend. „Nun, wie es ausschaut hier, sehen Sie, und was die Ursache des Feuers

angeht, so ist dies ja auch wol zu begreifen. Ich zerbreche mir wenigstens nicht den Kopf darüber."

„Sie glauben ..."

„Ich habe ja selbst gesehen, wie das Feuer oben im Hause, ganz oben ausgebrochen ist; das ganze Speicherwerk habe ich zuerst in Flammen gesehen und darum kann es auch nur das Heu gewesen sein, das sich von selber entzündet hat."

Spesser nickte und antwortete:

„Freilich — von solchen Fällen hört man ja oft. Sie erwarten also den Agenten der Versicherungsgesellschaft?"

„Er wird sicherlich schon drüben im Flecken sein", entgegnete Friedrich; „die Herren sind ja nach einem Unglück immer sofort bei der Hand ..."

Spesser fragte Friedrich nun, ob er einen Auftrag an Fräulein Bertha habe, und als dieser es verneinte, ging er, sein Pferd wieder zu besteigen.

„Der alte Bursche scheint in Sorge vor den Untersuchungen des Agenten", sagte er sich dabei. „Hat er Gründe, sie zu fürchten? Wir wollen doch sehen, ob ein solcher Herr in dem Flecken wirklich schon angekommen ist, und dann seine Bekanntschaft machen."

Damit ritt der Gensdarmerieoffizier dem Flecken zu und ließ sich im Gasthofe desselben eine Erfrischung

bringen. Von einem Agenten war dort noch nichts erblickt worden; Spesser sah aber bald darauf seinen im Orte stationirten Untergebenen erscheinen; er hatte eine längere Unterredung mit ihm, an deren Ende er ihm mit besonderer Herablassung zunickte und die Worte zuflüsterte:

„Ich schlage Sie zum Wachtmeister vor, wenn Sie dahinterkommen, Kürbißer!“

Und dann schwang er sich wieder in seinen Sattel und ritt nach dem Schlosse seines Gastfreundes heim.

Als er nach drei Tagen denselben Weg machte, war unterdeß der Agent dagewesen; Kürbißer berichtete, daß er sich mit ihm besprochen, daß aber der Herr, der es sehr eilig gehabt, sich mit einer sehr flüchtigen Beschauung und einer kurzen Erkundigung bei Wirth und Bürgermeister begnügt habe. Auf das, was er ihm andeuten können, habe er kein Gewicht gelegt und ihm achselzuckend erwidert, seine Gesellschaft setze ihren Ehrgeiz darein, ohne viel Weiterungen und Schererei als achtbar bekannten Leuten ihre Brandschäden zu zahlen. Was Kürbißer sonst berichten konnte, war, daß Friedrich noch immer keinen Arbeiter herangezogen, die Brandstätte aufzuräumen und das noch brauchbare Material auszusondern, und daß er wie ein mistraui=scher Hofhund den Bereich des Besitzthums vor jedem

Eindringen hüte. Kürbißer hatte natürlich nicht unterlassen, so oft er irgend gekonnt, sich Gretchen zu nähern, um sie zum Plaudern zu bringen — aber Gretchen war nicht mehr dieselbe wie früher gegen ihn; sie war wortkarg und scheu, und außer allgemeinen Klagen über ein so großes Unglück, das ihren Vater ganz wirr und verstört gemacht habe, war nichts aus ihr herauszubringen. Vielleicht hatte das wirre und verstörte Wesen, das sie an ihrem Vater bemerkt haben wollte, sie nachdenklich und besorgt gemacht, und sie hütete sich nun vor offenem Aussprechen. Nur eine auffallende Thatsache war es Kürbißer gelungen festzustellen, eine Thatsache, welche Spesser schwerwiegender Art fand — Rudolf Merk war, ohne daß jemand davon erfahren, einige Zeit vor dem Brande heimlich in der Gegend gewesen: Kürbißer hatte, als er eines Tages seine weiteste Patrouille in seinem District gemacht, in einem mehr als zwei Stunden entlegenen Wirthshause für Frachtfuhrleute, in dem er eingekehrt, in der Putzstube eine hübsche Zeichnung des Hofes noch uneingerahmt auf der Kommode unter dem Spiegel aufgestellt gefunden, und auf seine Frage, woher das Blatt stamme, vernommen, daß es ein Maler dagelassen, der ein paar Nächte da logirt; ein junger Mann, der Häuser und Bäume abgezeichnet habe und dann wieder gegangen

sei, wie er gekommen — ein großgewachsener bärtiger junger Herr in breitrandigem grauen Hut und in einem Staubkittel ... auf Kürbißer's Frage nach dem Namen brachte die Wirthin ein Taschentuch herbei, welches der Fremde liegen lassen, und in dessen Zipfel die Worte R. Merk mit Sympathetischer Tinte geschrieben waren.

Das war nun wieder eine die Spannung, das Räthselhafte steigernde Entdeckung für Spesser. Weshalb hatte Rudolf seinen flüchtigen Aufenthalt in der Gegend geheimgehalten? Weshalb war er nicht bei der Schwester eingekehrt — weshalb, wenn er es war, hatte er dies nur heimlich zu thun gewagt, denn er, der Mann im grauen Hut und im Staubkittel war doch wol identisch mit dem räthselhaften Fremden, den Gretchen nachts auf das Haus Bertha's zugehen und darin verschwinden gesehen hatte? Und wenn er das war, so war er wol sicherlich auch identisch mit der ganz ähnlichen Erscheinung, die Gretchen schon vor mehr als Jahresfrist gehabt hatte?

Die Sache wurde immer mehr geeignet, in Spesser den Entschluß, auf den Grund dieser Räthselhaftigkeiten zu kommen, zu etwas wie einer fixen Idee werden zu lassen. Aber dazu allein diente auch diese Entdeckung von Rudolf Merk's wunderlichem Incognito; der

Aufklärung des Geheimnisses brachte sie um keinen Schritt näher.

Zum Glück war Kürbißer jetzt nur noch rastloser und auf seine Nachforschungen erpichter als früher. Für ihn stand ein handgreiflicher verlockender Gewinn dabei in Aussicht, und darum ließ er es sich selbst den Schlaf seiner Nächte kosten; er umschlich mehrmals nachts Bertha's Besitz und das kleine Haus Friedrich's, zog Erkundigungen über Friedrich's Thun und Treiben ein, wo er konnte, und besprach sich endlich mit dem Polizeivorstande des Fleckens, dem Bürgermeister, über die Zweckmäßigkeit, zu einer amtlichen verantwortlichen Vernehmung Friedrich's zu schreiten. Dieser räumte ihm ein, daß die Entstehung des Feuers räthselhafter Art gewesen, daß, was ihm Kürbißer sonst noch mitzutheilen für gut fand, wohl geeignet, einen Verdacht zu erwecken; daß man es jedoch mit zu achtbaren und allgemein respectirten Leuten zu thun habe, als daß der Bürgermeister sich entschließen könne, einen Schritt in der Sache zu thun, falls ihn nicht die Direction der Versicherungsgesellschaft, welche zunächst interessirt sei, dazu auffordere. An den Director derselben, versprach er schließlich, werde er jedoch eine vertrauliche Anfrage richten.

Als Kürbißer einige Tage später dem Bürgermeister

begegnete, zog dieser ihn auf die Seite und sagte mit gedämpftem Tone:

„Sie haben recht, Kürbißer, wunderlich ist die Angelegenheit, von der Sie mir neulich sprachen, genug — aber für uns amtlich nichts darin zu thun. Der Director der Gesellschaft hat mir auf meine schriftliche Anfrage bei ihm nicht geantwortet, aber gestern einen durchreisenden Agenten zu mir geschickt, der mir anvertraut hat, daß Herr Rudolf Merk der Kasse der Gesellschaft im stillen die ganze an Fräulein Bertha Merk von ihr ausgezahlte Summe remboursirt hat ...“

„Herr Rudolf Merk hat die ganze Summe der Gesellschaft zurückgegeben? Und weshalb? Aus welchem Grunde?“ rief Kürbißer erstaunt aus.

„Weil die Art und Weise, wie das Feuer entstanden, räthselhaft, unklar sei — er hat seine Gewissenhaftigkeit angeführt ...“ antwortete der Bürgermeister. „Doch das ganz im Vertrauen. Ich habe dem Agenten versprechen müssen, es als Amtsgeheimniß zu behandeln, da der Director Herrn Merk Discretion versprochen und sich auch nicht darüber gegen irgendwen geäußert hätte, wenn es nicht nothwendig geworden, um uns hier abzuhalten, amtliche Schritte in einem vorausgesetzten Interesse der Gesellschaft zu thun, während die Gesellschaft gar kein Interesse mehr habe.“

Kürbißer nickte gedankenvoll mehrmals mit dem Kopfe. „Herr Rudolf Merk hat die Summe ersetzt!“ sagte er dann. „Die ganze beträchtliche Summe! Nun, dann, Herr Bürgermeister, wissen wir auch, was wir davon zu halten haben! Dann muß dieser Herr Merk sehr genau wissen, daß nicht selbstentzündetes Heu, sondern eine Menschenhand vorbedacht und überlegt das Schadenfeuer anstiftete; und wessen diese Hand war, das weiß er wol auch!“

„Möglich!“ versetzte der Bürgermeister mit einem nachdenklichen Lächeln. „Was wir aber wissen, das ist, daß es dabei nicht auf eine Schädigung der Gesellschaft abgesehen war, sodaß kein zwingender Grund da, ohne directe Denunciation uns Last und Schererei mit einer Untersuchung zu machen. Oder wollen Sie eine Denunciation einreichen?“

Kürbißer schüttelte bedenklich den Kopf.

„So lassen wir die Sache beruhen.“

„Gewiß, lassen wir sie auf sich beruhen!“ entgegnete Kürbißer und verließ den Bürgermeister, den Kopf voll sich kreuzender Gedanken, die diese ganz neue Thatsache, dieser offenbare Beweis, daß Rudolf Merk entweder der wirkliche oder moralische Urheber einer so verbrecherischen Handlung sei, in ihm wach rief.

Er säumte auch nicht, die neue Enthüllung seinem Vorgesetzten Spesser zu berichten.

Spesser hatte die Zeit, welche sein Besuch bei dem Baron währen sollte, bereits überschritten; er mußte, wenn er nicht unbescheiden die Gastfreundschaft des alten Herrn misbrauchen wollte, an die Abreise denken; er hatte bereits ein paarmal davon geredet und war — nicht ganz dem lauten Protest dawider begegnet, den der Baron solchen Aeußerungen seiner übrigen Gäste entgegenzusetzen pflegte. Da hinterbrachte ihm Kürbißer nun auch diese neue Enthüllung noch, und damit war er wieder wie durch eine neue Klammer festgehalten. Der Drang, dem Räthsel, das ihn nun schon so lange beschäftigt hatte, auf die Spur zu kommen, begann eine leidenschaftliche Gewalt über ihn zu bekommen; er ward wie ein Mensch, der sich in irgendein Sphinxräthsel verbissen hat und nicht wieder davon loskommt; dem es endlich die Ruhe, den Appetit, den Schlaf raubt!

Und doch kam er nicht weiter — bis am Ende einer zur Hälfte wirklich schlaflos zugebrachten Nacht. Hatte er sich darin doch sagen müssen, daß er, was er suchte, der Sonne an den Tag zu bringen überlassen und seinen Koffer packen und seine Weiterreise antreten müsse, um nicht am Ende gar die Schmach zu erleben,

auf Andeutungen, daß man seiner auf Bellersheim überdrüßig geworden, zu stoßen. Und just am Ende dieser Nacht war es, daß ihm endlich für all sein Spüren eine Genugthuung wurde, die freilich unerwartet und schreckhaft genug war. Wirklich schreckhaft — Kürbißer, der ihretwegen in der frühesten Morgenfrühe sich selber auf den Weg nach Bellersheim gemacht hatte, und in das Zimmer seines Vorgesetzten tretend, diesen noch auf seinem Lager antraf, deutete schon durch seine gespannten Züge und seine unruhig blinzelnden Blicke und seinen flüsternden Ton an, daß es sich um etwas Außerordentliches handle.

„Wer nur das gedacht hätte, Herr Hauptmann“, sagte er, nachdem er sorglich die Thür hinter sich zugezogen, „daß wir auf solche Dinge stießen . . . ich habe manches erlebt, und doch ist mir der Schreck dabei in die Glieder gefahren, als ich's mit eigenen Augen gesehen habe.“

„Was ist? Was haben Sie gesehen, Kürbißer?“ rief Spesser auffahrend aus.

„Das wird eine ganz haarsträubende Geschichte, Herr Hauptmann“, versetzte Kürbißer. „Tief unter dem abgebrannten Hause, in einem versteckten Eiskeller, noch tief unter dem ersten, obern Keller . . .“

„Was ist denn nur mit Ihren Kellern?“

„Da liegt eine Leiche verborgen!“

„Eine Leiche?“

„Wie ich sage, eine Leiche!“

„Die haben Sie gesehen — gefunden? Sie selbst?“

„Ich selbst, heut Nacht!“

„Eines Mannes oder ...“

„Eines Mannes — Kopf, Schulter, den rechten Arm habe ich selber gesehen und befühlt — der Kopf ist so verwest, daß man die Züge nicht mehr erkennen kann, nur muß es ein langes, mageres Gesicht mit einem grauen Barte gewesen sein. Der Körper lag unter einem Haufen von Kalk verborgen, der wol darauf geworfen war, damit er desto eher vergehe — den einen Arm habe ich aber doch bloßlegen können und an der Hand einen Ring gefunden, der, als ich mit einem Bret den Kalk zur Seite schob, davon abglitt — ich habe ihn an mich genommen ...“

„Einen Ring? Haben Sie ihn?“

„Hier ist er!“

Kürbißer zog aus seiner Westentasche einen Ring hervor und gab ihn Spesser.

Dieser, der aus dem Bette gesprungen war und sich in seine Kleider warf, hielt damit inne, um den Ring zu nehmen und zu betrachten. Es war der Reif,

den wir kennen, von dem wir wissen, daß ihn später Herr von Derschau Herminen sehen ließ.

Spesser, der zuerst danach gesehen, ob Buchstaben darein gravirt seien, und keine fand, legte ihn auf seinen Nachttisch und sagte dann:

„Sie sind ein unvergleichlicher Mensch, Kürbißer, daß Sie das herausgebracht haben — aber nun erzählen Sie mir das ordentlich, der Reihe nach — wie sind Sie zu einer solchen Entdeckung gekommen?“

Kürbißer nahm, von seinem Wege ermüdet und erregt und wie im Gefühl, daß die Wichtigkeit seiner Meldung ihm sich so etwas herauszunehmen gestatte, ohne von seinem Vorgesetzten aufgefordert zu sein, auf dem nächsten Stuhle Platz, zog den Säbel zwischen seine Beine und sagte, seine beiden Hände über den Knauf desselben legend:

„Das ist so zugegangen, Herr Hauptmann. Ich komme heute Morgen in der ersten Frühe noch vor Sonnenaufgang von unserer gestrigen Correspondenz mit den Gensdarmen der nächsten Aemter zurück, und als ich an die Merk'sche Besitzung gelange, denke ich, du sollst einmal die paar Schritte Umweg über die Brandstätte machen und dich da etwas umschauen. Und als ich nun an die Stelle komme, wo das Haus gestanden hat und jetzt noch immer Schutt und geschwärzte

Steine und verkohlte Balken liegen, just wie in der ersten Stunde, nachdem das Haus abgebrannt, da sehe ich, daß doch eine Veränderung da eingetreten ist, und die muß der Regen bewirkt haben, welchen wir in den letzten Tagen hatten; es hat sich da an einer Stelle nach und nach eine Wasserlache angesammelt, vielleicht schon seit längerer Zeit; der Regen von vorgestern und gestern ist dann hinzugekommen, und an der Stelle der Lache ist, sehe ich, eine große Oeffnung im Boden entstanden; das Wasser hat sich da wol so eingesogen und den Grund erweicht oder mit seiner Schwere darauf gedrückt, daß ein darunterliegendes altes Kellergewölbe eingestürzt ist. Ich blicke in ein tiefes, schwarzes Loch hinunter, nehme aber auch wahr, daß die oben ausgebrochenen und hinabgestürzten Steine unten einen Schutthaufen bilden, auf den ich ganz bequem hinabspringen kann. Wie ich da nun unten bin, fällt auch durch die Oeffnung Licht genug in die Räume — es sind zwei große Keller; der, in dem ich stehe, ist aber durch eine feste Bohlenthür von dem vordern abgeschlossen; der vordere wird der eigentliche Keller gewesen sein; der, in den ich gelangt war, hat als Weinkeller gedient, ist aber in der letzten Zeit gar nicht mehr benutzt worden; es liegen nur ein paar ledige Fässer darin. Und über der Bohlen-

thür, die in den vordern führt, hängen dichte Spinngewebe.

„So sehe ich mich denn in dem verlassenen Gewölbe um, und nehme in der hintersten Ecke eine verriegelte kleine Thür wahr, die aber von diesseits verriegelt ist, nicht wie die andere von auswärts, sodaß ich gar keine Mühe habe, sie aufzubekommen; gleich hinter derselben ist seltsamerweise wieder eine mit einem Riegel geschlossene Thür; und nun geht's über acht oder zehn Stufen abwärts in einen noch tiefer liegenden Kellerraum ohne Licht- und Luftlöcher, aus dem mir ein ganz wunderlicher, starker, Uebelkeit erregender Geruch entgegendringt, sodaß ich mich gleich wieder hinaus in den Vorderraum mache; hier aber denke ich dann, du mußt doch untersuchen, was dieser Geruch zu bedeuten hat; so ziehe ich meine Laterne aus der Tasche hervor und zünde sie an, steige wieder hinunter und gehe auf den Haufen weißgrauer Kalkstücke im Hintergrunde zu, und als ich mit der Säbelscheide, mit der Hand, mit den Füßen einige Minuten lang gearbeitet habe — nun, da finde ich denn, was ich Ihnen sagte!“

Spesser hatte sich in seinem Eifer, rasch in seine Kleider zu gelangen, unterbrochen; er stand halbgekleidet,

mit weit aufgerissenen Augen, Spannung in jeder Fiber, jedem Zuge seines Gesichts, vor Kürbißer.

„Eine Leiche!“ wiederholte er jetzt mit tiefer Bewegung und mit bis zum Flüstern gedämpfter Stimme. „Die Leiche eines Mannes!“

„Eines Mannes, der nicht mehr jung gewesen sein konnte, so viel habe ich wahrgenommen“, fiel Kürbißer, seinen Vorgesetzten mit den blinzelnden Augen unverwandt ansehend, ein.

„Nahmen Sie ein Zeichen einer Verletzung, einer Gewaltsamkeit daran wahr?“

Kürbißer schüttelte den Kopf.

„Ob die Leiche in dem Keller Verletzungen an sich trug, kann ich nicht sagen“, antwortete der Gensdarm Kürbißer auf die Frage des Herrn von Spesser. „Um so etwas zu untersuchen, habe ich mir keine Zeit genommen, und um lange an der Stelle, in der grausam stinkigen Luft und dem schrecklichen Geruch, bei solch einem Anblick zu bleiben, dazu fehlte mir die Lust, ich darf's Ihnen auch wol sagen, geradezu die Courage; wenn man so in der Dunkelheit ganz allein dasteht, mit nichts als seinem Laternchen, und hat so etwas vor seinen Füßen liegen und den dumpfen Qualm auf der Brust, so untersucht man nicht viel, sondern macht, daß man fortkommt!“

Spesser nickte nun seinerseits, und zu seinem Morgenrock greifend, um hineinzufahren, sagte er:

„Es hat Sie niemand gesehen bei Ihrem Fortgehen?"

„Niemand. Ich habe die Thüren wieder hinter mir verriegelt, und bin dann wieder ans Tageslicht emporgeklettert. Als ich oben stand, war eben erst die Sonne am Aufgehen. In dem Häuschen Friedrich's waren Thüren und Fensterläden dicht geschlossen; er hat nichts wahrgenommen, und rundum auf den Feldern war auch noch keine Menschenseele. Im Anfang wollte ich nun zuerst nach Hause heimgehen und mich ein wenig ausruhen, aber die Sache kam mir dann doch mit jedem Schritte schrecklicher vor — bei solchen Leuten — ich fühlte, Ruhe gab's doch heute für mich nicht, und so machte ich links um und geradeswegs zu Ihnen hin, hierher nach Bellersheim."

„Es war das Beste, was Sie thun konnten, Kürbißer! Sie sind todmüde? Und hungerig auch? Warten Sie einen Augenblick."

Spesser ging, eine Klingelschnur zu ziehen. Nach kurzer Zeit erschien ein Diener, dem er auftrug, etwas zum Frühstücken hereinzubringen. Als der Diener damit zurückgekommen war, schlang Kürbißer hastig den

heißen Kaffee in sich hinein — alles Eßbare aber schob er von sich zurück.

„Ich glaubte auch, ich hätte Hunger", sagte er, „jetzt fühle ich, daß ich für vieles nicht eine einzige Semmel essen könnte. Wenn Sie gesehen hätten, Herr Hauptmann . . ."

Der Hauptmann machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, die Kürbißer Schweigen auferlegte; er schob ihm sein Cigarrenetui hin und während sein Untergebener danach mit größerer Befriedigung als nach den Semmeln griff, begann er langsam auf- und abzugehen.

Kürbißer folgte ihm dabei mit den Blicken, und als der Hauptmann lange Zeit stumm blieb, sagte er:

„Wenn man nur jemals irgendein Wort über einen Menschen vernommen hätte, der in unerklärter Weise in der Gegend hier abhanden gekommen und verschwunden wäre! Das ist das Seltsame bei der Sache! Ich stehe nun seit dritthalb Jahren in meinem jetzigen Standorte, aber niemals ist in meiner Gegenwart eine Silbe verlautbart, die auf so etwas hindeutete . . ."

„Sie haben aber selbst mir berichtet von den Angaben der Tochter Friedrich's — über fremde Menschen, die nächtlicherweile in dem Hause verschwunden . . ."

„Das schon — aber wer ums Himmels willen

können diese Menschen gewesen sein, die verschwinden, ohne daß irgendeine Seele ringsum sie vermißt, ohne daß, wie man sich ausdrückt, Huhn noch Hahn danach kräht?"

„Das ist freilich das Räthsel!"

„Vielleicht wenn man in den Eiskeller ..."

„Sie glauben, das tiefe Gelaß, in das Sie gedrungen, sei als Eiskeller angelegt?"

„Sicherlich — wozu hätte es ursprünglich anders dienen sollen? Wenn man da zur ordentlichen Untersuchung schreitet, wird sich wol an der Leiche etwas finden, wonach sich die Identität feststellen läßt."

„Wenn man zur ordentlichen Untersuchung schreitet", wiederholte Spesser, noch immer auf- und abschreitend. „Ja, ja, so fände sich dergleichen vielleicht. Aber ich fürchte sehr, bei der ordentlichen Untersuchung käme außerdem nur das heraus, daß sie uns um alle und jede Hoffnung brächte, den Hauptschuldigen zu fassen. Wer, wenn hier ein Mord begangen ist — und daß dem so sei, darf man, ohne sich einen übereilten Schluß vorwerfen zu brauchen, doch wol annehmen — wer alsdann nur der Thäter sein kann, wissen wir. Es ist das nur eine einzige Person auf der Welt, dieselbe, von der wir wissen, daß sie später das Haus in Brand gesteckt hat, ganz offenbar zu dem Zweck, um unter

Ruinen und Schutt die letzte Spur der That auf wirksamere Weise zu begraben, als es unter dem aufgehäuften Kalkschutt möglich gewesen ist! — Das ist ja jetzt alles klar! Diese Person aber ist fern, sehr weit von hier; schreiten wir jetzt zur Anzeige bei Polizei und Gericht, kommt der Untersuchungsrichter und macht Erhebungen, vernimmt den Friedrich, nimmt Bertha Merk ins Verhör — so werden wenige Stunden vergehen und der Telegraph hat die Kunde davon dem Herrn Rudolf Merk zugetragen und dieser geht auf und davon; er geht — was reist heute nicht alles in den Orient? — nach Tunis oder Oberägypten mit dem nächsten Dampfer; Motive zu Studien und Skizzen findet solch ein Künstler da auch in Hülle und Fülle!“

„Freilich, es müßte zunächst die italienische Regierung ...“

„Die kann um Verhaftung und Auslieferung nicht eher angegangen werden, bis die Requisition mit bestimmten Resultaten der Voruntersuchung unterstützt werden kann ... und diese von einem blind zufahrenden Untersuchungsrichter vorgenommene Voruntersuchung ist es ja, von der ich überzeugt bin, daß sie uns von vornherein das ganze Spiel verdirbt.“

„Aber was ist da weiteres zu machen?“ sagte Kür-

bißer. „Ich muß meine Entdeckung dem Herrn Bürgermeister melden und schriftlichen Bericht darüber dem Commando einreichen ...“

„Das sollen Sie bleiben lassen!“

„Es ist Dienstvorschrift, Herr Hauptmann.“

„Mag sein — ich verbiete es Ihnen als Ihr Vorgesetzter und nehme die Verantwortung auf mich.“

„Dann freilich! Soll denn aber nichts geschehen?“

„Von Ihnen vorläufig nichts. Nichts, als daß Sie alles aufbieten, um im stillen herauszubringen, wer der Unglückliche sein kann, irgendeine Spur eines hier in der Gegend aufgetauchten Fremden, der dann plötzlich wieder verschwunden ist, zu entdecken. Das übrige überlassen Sie mir. Hüten Sie sich aber dabei, das junge Mädchen, die Tochter des alten Friedrich, von neuem ausforschen zu wollen. Nur das nicht. Wir müssen alles vermeiden, diese Leute kopfscheu zu machen; der alte Friedrich darf uns nicht auch noch auf- und davongehen; er ist am Ende der einzige, den wir haben und dem wir, wenn es noththut, die Daumschrauben anlegen können. Ueberwachen Sie ihn deshalb, halten Sie ihn im Auge — zu einer verdächtigen Abreise dürfen Sie ihn nicht kommen lassen, lieber dann ihn arretiren!“

Kürbißer nickte.

„Ich werde achtsam sein, Herr Hauptmann, verlassen Sie sich darauf.“

„Namentlich müssen Sie das jetzt in den nächsten Tagen sein. Es wäre doch möglich, daß er gleich heute, wenn er den Einsturz des Kellergewölbes wahrnimmt, auch bemerkt, daß jemand da hinuntergestiegen ist und daß sein Geheimniß bereits verrathen ist ...“

„Freilich“, versetzte Kürbißer. „Ich habe zwar darauf gesehen, nur auf Holz oder Steine zu treten, um keine Fußspuren zu hinterlassen — aber ich kann doch nicht dafür gutstehen, daß es nicht geschehen ist; ich war, als ich aus dem Loche wieder herauskroch, doch nicht ganz capabel, auf alles Acht zu geben; der Anblick da unten ...“

„Mußte freilich im Stande sein, einen Menschen um die Gemüthsruhe zu bringen“, fiel Spesser ihm ins Wort; „also seien Sie auf Ihrer Hut gegen ihn, den Alten.“

„Verlassen Sie sich darauf. Und unterdeß — darf ich fragen, was Sie vornehmen wollen, Herr Hauptmann?“

„Gewiß dürfen Sie das, Kürbißer; ich will unterdeß die Bekanntschaft des Herrn Rudolf Merk machen und ihm nicht eher von der Seite weichen, bis ich herausgebracht habe, wer und was ...“

„Aber“, unterbrach ihn Kürbißer verwundert, „der Herr Rudolf Merk ist ja in Italien, in Rom . . .“

„Gerade deshalb. Habe ich Ihnen nie gesagt, daß ich just deshalb meinen einjährigen Urlaub genommen habe, um jetzt mit der strengern Jahreszeit meines Leberleidens wegen nach Italien zu gehen und mich da in der wärmern bessern Luft auszucuriren?“

„Das haben Sie mir nie gesagt; aber wenn das ist, so . . .“

„So sehen Sie ein, daß es das Allerbeste, Allerräthlichste ist, wir behalten alles hübsch für uns, decken selber den ganzen Thatbestand auf, und ziehen alles so klar ans Licht, daß der ganze Ruhm, einer so mysteriösen Geschichte, die in der halben Welt Aufsehen machen wird, auf den Grund gekommen zu sein, für uns bleibt! Wir können den Leuten dabei zeigen, Kürbißer, was die königliche Gensdarmerie leisten kann ohne Bürgermeister, Polizeirath, Untersuchungsrichter, Staatsanwalt und andere Actendrescher!“

„Damit wär' ich dann auch zufrieden“, sagte, seine letzte Tasse Kaffee leerend, Kürbißer.

„Wir verstehen uns also“, fuhr Herr von Spesser fort, seinem Untergebenen eine frische Cigarre und zu gleicher Zeit ein Goldstück, das er aus seiner Westentasche nahm, hinlegend. „Da haben Sie etwas auf

den Schrecken, der Ihnen bei Ihrer Entdeckung in die Glieder gefahren ist. Und nun machen Sie, daß Sie heimkommen. Es ist mir unlieb, wenn Sie sich zu lange hier aufhalten. Der alte Baron und die Merks stehen mir dazu in zu nahem Zusammenhang — man muß an alles denken. Fräulein Bertha könnte beunruhigt und argwöhnisch werden, ihrem Bruder von mir, von meinem Verkehr mit Ihnen schreiben; vielleicht hat sie ihn schon gewarnt! Wir wollen sehen, was dawider zu thun! Vielleicht stelle ich mich ihm dort unter einem ganz andern Namen vor. Es wird das Sicherste sein. Jedenfalls gehen Sie jetzt, Kürbißer! Halten Sie die Augen offen — ehe ich abreise, komme ich noch einmal in Ihren Flecken — wir besprechen dann das Letzte!"

Nach diesen Worten, während welcher Kürbißer sich erhoben hatte, um in dienstmäßiger Haltung vor seinem Vorgesetzten zu stehen, reichte der letztere ihm mit einer merkwürdigen Herablassung die Hand, und Kürbißer machte kehrt und verschwand mit Schritten, deren militärischen Aplomb er möglichst milderte und dämpfte, solange er durch die Gänge des alten Edelhofs dahinschritt.

Spesser stand lange am Fenster seines Zimmers, nachdem sein getreuer Helfer sich entfernt hatte. Dann

die Hände auf den Rücken gelegt und mit gesenktem Kopfe ging er auf und ab.

„Ich glaubte, ich hätte meine Menschenkenntniß und meine Lebensphilosophie so ziemlich fertig und könnte nicht zu dem Geständnisse gebracht werden, daß ich noch viel zu lernen hätte“, sagte er endlich leise vor sich hin. „Dies wirft mich aber doch aus dem Gleise und macht mich fast demüthig vor Thatsachen stehen, so schwer und unglaublich, daß sie meiner Menschenkenntniß nicht mehr faßbar sind und mein Begriffsvermögen seine Beschränktheit erkennt; es wird mit ihnen nicht fertig! Rudolf Merk ein Mörder und Brandstifter! Das lege sich einer begreiflich zurecht! Und Bertha Merk die Hehlerin — nun, das wäre schon eher zu begreifen!“

Spesser hatte in der That jenes Gefühl in sich, das uns ergreift, wenn wir auf irgendein Vorkommniß stoßen, in dem die Verrücktheit und das Verbrechen mit wirren Fäden durcheinanderlaufen und eine Complication bilden, welche wir mit unserer bisherigen Welterfahrung nicht mehr auseinanderzuwirren vermögen — bei dem wir uns weniger moralisch entrüstet als betroffen und sogar beschämt und beklommen fühlen über alles das, was in der Tiefe der Menschennatur,

der Natur, an der wir doch selber unser Theil haben, versteckt sein und schlummern kann!

War es denn wirklich möglich? Hatte dieser junge, als so begabt geschilderte Künstler, dieser Rudolf Merk, einen Menschen ermordet und dann zur Vertilgung der Spuren der That die Stätte, wo sie geschehen, niedergebrannt? Hatte er im übrigen so dumm und leichtsinnig sich begnügt mit einer so unzulänglichen Verbergung des Opfers seiner That? Es schien wirklich in diesem Augenblick unglaublich; und doch — doch schien es eine Thatsache, möglich wie alles, möglich wie die wunderliche Leidenschaft, die sich Spesser's mehr und mehr bemächtigte und die ihm keine Ruhe mehr ließ; die ihm von nun an seinen Schlaf verdarb, die ihn nicht losließ, als er, von Bellersheim geschieden, durch hundert neue Scenerien dahineilte, als er die Alpen überstieg und Italien sah; die selbst, als er in die Ewige Stadt einfuhr, unter allen noch so lebendigen Eindrücken nur einen Gedanken als tiefsten Untergrund aller andern in ihm herrschen ließ!

Er wollte das Verbrechen, das außer ihm nur noch einen Mitwisser auf Erden hatte, entdecken!

Dreizehntes Kapitel.

Derschau's Aufklärungen.

In Rom angekommen, hatte Spesser zuerst Herrn von Derschau aufgesucht. Er hatte ihm Grüße von dem Baron zu überbringen und wurde um so freundlicher von dem jungen Monsignore aufgenommen, als dieser ihn von einem frühern Besuche auf Bellersheim her, den Spesser da gemacht hatte, kannte.

„Seitdem", sagte, als Derschau daran erinnerte, Spesser lächelnd und seine Paßkarte, die er sich als Legitimation ausfertigen lassen, hervorziehend, „seitdem ist jedoch eine kleine Verwandlung mit mir vorgegangen; ich heiße nicht mehr von Spesser, sondern, wie Sie hier sehen, von Losfeld."

„Ah — und wie hängt das zusammen? Ihre Mutter hieß, wenn ich nicht irre, von Losfeld — haben Sie Namen und Wappen dieser erloschenen Familie angenommen?"

„Nicht das! Ich habe besondere, ein wenig mit

meinem Metier als Werkzeug der öffentlichen Ordnung — «de l'ordre moral», wie man jetzt in Frankreich sagt — zusammenhängende Gründe, um hier diesen und nicht meinen eigentlichen Namen zu führen. Wollen Sie mir meine, im ganzen doch ziemlich wichtige Aufgabe dadurch erleichtern, daß Sie mich als Spesser, als guten Bekannten Ihres Barons Bellersheim, als beurlaubten Gensdarmerieoffizier gar nicht kennen, sondern mich für das gelten lassen, für was ich mich ausgebe, für einen Ihnen durch Zufall hier erst bekannt gewordenen Zeitungscorrespondenten?"

„Wenn ich weiß, daß Ihnen daran liegt — obwol ich nicht einsehe, wozu Sie sich hier eine solche Rolle aufbürden! Ein Mann, der für ein ganzes Jahr einmal die Uniform hat abwerfen dürfen, um wie ein anderes Menschenkind sich dienst- und zwanglos des Lebens zu freuen, sollte sich nicht noch lästige Aufgaben stellen! Oder ist sie Ihnen von oben her gegeben, diese Aufgabe, und gilt es etwas wie eine diplomatische Mission? Man sagt unserer Regierung nach, sie . . ."

„Unsere Regierung", fiel geheimnißvoll lächelnd Spesser ein, „hat mit meiner Aufgabe hier ganz und gar nichts zu thun; ich habe mir diese ganz privatim gestellt und werde Ihnen zu gelegener Zeit sehr gern Mittheilung davon machen. Heute wollte ich mich jedoch

nur als Herrn von Losfeld pflichtschuldigst Ihnen präsentiren und will Ihnen jetzt nicht mehr von Ihrer Ihnen gewiß kostbaren Zeit rauben! Also Sie sind so gütig, mich durch Ihr Versprechen zu beruhigen . . ."

Derschau nickte lächelnd.

„Wir Priester sind an Discretion für das, was man uns anvertraut, gewöhnt, Herr von Losfeld!" sagte er gutmüthig lächelnd.

Spesser hatte sich, sehen wir, der Sicherheit wegen für die Namensänderung entschieden und durch Derschau's Zusage jetzt nach der einzigen Seite hin, von der er als das, was er war, verrathen werden konnte, sichergestellt. Er suchte nun als Herr von Losfeld Bekanntschaft in Künstlerkreisen, und es ward ihm nicht schwer, schon in den nächsten Tagen mit Rudolf Merk zusammenzutreffen, von ihm die Erlaubniß, ihn in seinem Atelier zu besuchen, zu erhalten und dann in immer häufigere Berührungen mit ihm zu gelangen. Er hatte dazu nur dasselbe Speisehaus zu derselben Stunde, in welcher Rudolf darin dinirte, zu besuchen. Als er auf diese Weise ermittelt hatte, daß zwischen dem Monsignore und dem Maler durchaus nichts herrsche, was einer vertraulichen Beziehung ähnlich sah oder auf Sympathien des einen für den andern deutete, suchte er nun noch öftere Berührungen mit Herrn von Derschau

und ließ denselben nach und nach den Verdacht, den er in der Seele trug, bis zu der Offenheit und Vollständigkeit durchschauen, deren Zeuge wir waren. Wir sahen, wie er seine Combinationen Derschau entwickelte und klar zu machen strebte, und ihn endlich als eine Art von Bundesgenossen betrachtete; dann aber auch, daß sich gegen diese Enthüllungen und Combinationen Herr von Derschau mit einer Passivität und einer Ungläubigkeit verhielt, die wenig Ermuthigendes hatte, wenn sie auch Spesser durchaus nicht irremachte und abschreckte. Dazu durfte er zu oft über sie triumphiren, wenn er zu seinen frappanten Entdeckungen, wie er sie nacheinander machte, gelangte und diese Derschau mittheilen konnte. Und so war denn endlich jene Katastrophe hereingebrochen — die merkwürdige Katastrophe, von der wir die kleine Gesellschaft auf dem Sonntagnachmittagsausflug in die Campagna sich unterhalten hörten.

Rudolf Merk war verschwunden, „Herr von Losfeld“ war verschwunden — und über Fräulein Hermine Branco war irgendein entsetzlicher Schlag hereingebrochen, ein Unglück gekommen, das seiner ganzen Natur nach dem Kreise ihrer Bekannten völlig räthselhaft geblieben war, soviel man auch darüber sprach und sich in Vermuthungen erschöpfte.

Derschau allein hätte den Kreis dieser Bekannten aufklären können, wenn die Thatsachen irgend der Art gewesen wären, um einem Kreise von Bekannten preisgegeben zu werden. Dazu aber hatten sie selber ihn viel zu sehr erschüttert und erschreckt. In seiner Rathlosigkeit, wie er sich das Verschwinden Spesser's und das gleich darauf ihm kund gewordene Verschwinden Rudolf Merk's deuten solle, hatte er sich ja gesagt, daß es seine Menschenpflicht sei, diese Thatsachen nicht ruhig hinzunehmen und auch sich um Hermine Branco zu kümmern, die ihm im Lichte einer Verlassenen und grausam Betrogenen erscheinen mußte und die jetzt eines Beistandes bedurfte, den nur er, der Eingeweihte, zu bieten vermochte! Deshalb sahen wir ihn am zweiten Morgen, nachdem er das Verschwinden der beiden jungen Männer erfahren, zu Fräulein Branco gehen, und als Hermine ihn ohne Zögern angenommen, war er mit den gespannten Zügen eines Mannes in ihr Zimmer getreten, der ahnt, daß er einer peinlichen, vielleicht stürmischen Scene entgegengeht.

Er fand sie in dunkler Kleidung an einem kleinen Tische sitzen, der mit Papieren bedeckt war; doch war sie augenscheinlich nicht mit diesen beschäftigt, sondern blickte, das Kinn auf die Hand stützend, mit ernstem Sinnen zum Fenster hinaus. Sie erhob sich, als

Verschau eintrat, und schritt ihm mit fragender Miene entgegen.

„Sie sind allein, Fräulein?“ fragte der junge Monsignore mit einem prüfenden Blick in ihre den Ausdruck einer großen Trauer tragenden Züge.

„Ich bin allein — meine Freundin ist an ihre Copirarbeit im Vatican gegangen, weil ich wünschte, daß sie sie nicht meinetwegen unterbräche. Wünschten Sie mich allein zu sprechen?“

Dabei deutete sie mit ihrer ruhigen Anmuth auf einen Sessel und ließ sich in einen andern nieder.

„Es ist mir allerdings lieber, Sie allein sprechen zu können“, sagte er, durch ihre Ruhe ein wenig aus der Fassung gebracht; „ich muß wenigstens voraussetzen, daß es auch Ihnen lieber ist . . . ich komme in einer großen Beunruhigung zu Ihnen . . . vielleicht ohne Grund, denn da ich Sie selbst so gefaßt und ruhig sehe . . .“

„Und weshalb sollte ich es nicht sein? Ich habe eine sehr traurige, sehr erschütternde Nachricht erhalten...“ Hermine fuhr mit ihrem Tuche nach den Augen und hatte eine Weile zu thun, plötzlich hervorbrechende Thränen zu bemeistern . . . „die schlimmste Nachricht, die ich überhaupt erhalten konnte — ich habe meinen Vater verloren — aber Fassungslosigkeit und verzwei=

feltes Gebaren ruft ihn mir nicht wieder ins Leben zurück ..."

„Ihr Vater ist todt ... und das vernahmen Sie jetzt, gestern ..."

„Wußten Sie es nicht? Ich dachte, als das Mädchen Sie mir eben anmeldete, Herr Merk habe es Ihnen, seinem alten Bekannten und Landsmann, vor seiner Abreise angekündigt und Sie gebeten, während er fort ist, sich meiner anzunehmen ..."

„Ich habe Herrn Merk vor seiner Abreise nicht gesehen — im Gegentheil, von seiner Abreise nur mit einem um so größern — Befremden gehört, als auch Herr von Losfeld zugleich mit ihm verschwunden ist, ganz plötzlich und unerklärlich ..."

Hermine zuckte die Achseln.

„Herr von Losfeld?" sagte sie. „Aber das hat doch mit Herrn Merk's Abreise nichts zu schaffen?"

Sie sah fragend und befremdet zu Derschau auf.

Dieser wich ihrem Blick aus und versetzte nur:

„Ich besorgte, befürchtete es; vielleicht können Sie mir die plötzliche Abreise des Herrn Merk so genügend erklären, daß meine Befürchtungen in dieser Beziehung schwinden."

„Befürchtungen? Welche Befürchtungen hegen Sie denn? Das verstehe ich nicht. — Ich kann Ihnen

Rudolf's Abreise genügend erklären, gewiß", antwortete Hermine, „nur müßte ich Ihnen dann Mittheilungen machen, die — die doch sehr intimer Natur sind und auch wol weit mehr Zeit in Anspruch nähmen, als Sie mir zu widmen im Stande sein dürften!"

„Ich kann Ihnen darauf nur erwidern, daß ich in diesem Augenblick keine Angelegenheit in der Welt kenne, der ich mehr und ausschließlicher als just dieser mich widmen möchte. Ich habe keine Ansprüche auf Ihr rückhaltsloses Vertrauen — doch muß ich Sie dringend darum bitten und thue es, weil ich nun einmal ganz gegen meinen Wunsch und meinen Willen in Dinge hineingezogen bin, die Sie betreffen, und die Sie selbst vielleicht, ja gewiß, nicht ahnen können."

Hermine sah ihn mit großen erschrockenen Augen an.

„Sie beunruhigen mich, Monsignore", sagte sie, „ich will gern offen gegen Sie sein — aber ..."

„Aber?"

Hermine war offenbar innerlich sehr erregt worden. Sie blickte jetzt wie rathlos zur Seite, sah dann auf ihre im Schos ruhenden zusammengefalteten Hände und sagte endlich:

„Ich weiß wirklich nicht ... zürnen Sie mir deshalb nicht, daß ich mich so schwer entschließen kann ... ich bin ein unerfahrenes junges Mädchen ... ich weiß

nicht, ob Herr Merk mir erlauben würde, Ihnen Thatsachen mitzutheilen, deren Geheimhaltung er mir anempfahl . . . und gerade Ihnen, der Sie . . ."

„Der ich? Sie vollenden nicht. Sprechen Sie aus, was Sie denken, Fräulein Branco. Lassen Sie sich aber vorher von mir die Versicherung geben, daß in diesem Augenblick niemand in der Welt ist — vielleicht Herrn Merk selber nicht ausgenommen, der in ehrlicherer und theilnehmenderer Absicht Ihr Vertrauen verlangen kann, und der zugleich so dringende Gründe hat, es zu verlangen! Es handelt sich darum, mir und — Ihnen zu der uns durchaus und dringend nöthigen Klarheit zu verhelfen, die über eine äußerst verwickelte und verzweifelt ernste Angelegenheit überhaupt je zu erhalten ist."

„Mein Gott, Sie machen mir immer größere Angst mit Ihren räthselhaften Worten, Herr von Derschau", sagte Hermine; „wie sollt' ich nicht reden, auf der Folter, auf die Sie mich spannen? Was ich sagen wollte, war: gerade Ihnen, der Sie Herrn von Bellersheim so nahe stehen, daß sein Interesse natürlich auch das Ihrige sein wird."

„Herrn von Bellersheim — meinem Verwandten, dem besten ehrlichen Mann auf Erden stehe ich nahe, keinem näher, ganz gewiß. Aber ich gebe Ihnen mein

Wort als Edelmann und Priester, daß es sich nicht um Interessen — etwa um streitige, in Anspruch genommene Erbschaften — zwischen ihm und Ihnen handelt, wenn ich Ihr Vertrauen verlange, sondern — um ernstere Dinge!"

„Um noch ernstere Dinge? Aber ich bitte Sie, welche könnten sie sein?"

Derschau beantwortete diese Frage nicht. Er schwieg eine Weile; er konnte Hermine gegenüber nicht offener sein, bevor er ihre Auffassung ihrer Lage kannte. Dabei aber nahmen seine Züge einen solchen Ausdruck peinlicher innerer Gedankenarbeit an, daß Hermine, die ihre Blicke gespannt auf diesen Zügen haften ließ, in wachsender Unruhe aufsprang und an den kleinen Tisch eilte, auf welchem die Papiere lagen.

„Mein Gott", rief sie dabei aus, „wenn Sie denn durchaus alles wissen wollen, so nehmen Sie, lesen Sie dies, diese Briefe da, und Sie wissen dann, was ich selber weiß."

Dabei raffte sie die Blätter zusammen und legte sie vor Derschau hin.

Es waren Blätter des verschiedensten Formats und beschrieben mit Schriftzügen verschiedenster Art; sie waren in deutscher Sprache und in englischer abgefaßt,

und Hermine, indem sie auf eine dieser Briefschaften, die sie oben auflegte, hindeutete, sagte:

„Lesen Sie englisch? Sonst muß ich Ihnen vor allem zuerst den Inhalt dieses Briefes verdolmetschen.“

„Ich lese englisch“, versetzte Derschau, indem er das Blatt zu durchlesen begann.

Es war ein Brief von einem „Adolphus Smith“ aus Hasterbridge, Lincolnshire, in England.

„Wer ist Adolphus Smith?“ fragte Derschau, auf die Unterschrift blickend.

„Er ist ein Mann, dem ich vor allem Dank schulde, ein Oheim meiner Mutter. Als ich zu seiner Familie, zu den Verwandten meiner Mutter, nach England gesandt wurde, hat er sich vorzugsweise meiner angenommen und dann auch am meisten für die Ausführung meines Wunsches, hier in Italien mich künstlerisch ausbilden zu dürfen, gethan. Jetzt ist er es, der mir den Verlust meines Vaters mittheilt, so tröstend und schonend, wie der gute Onkel es nur vorzubringen weiß, und der mir die letzten Nachrichten meines Vaters, seine letzten Aufzeichnungen sendet.“

Derschau las den Brief zuerst in der Hast der Spannung, dann las er ihn genauer zum zweiten mal und sagte endlich:

„Aber der Brief spricht ja immer nur von den

letzten Aufzeichnungen Ihres Vaters, dann von Mittheilungen aus Veracruz — wo, wann Ihr Vater gestorben, sagt er ja gar nicht?"

„Lesen Sie nur diese Mittheilungen aus Veracruz und danach jene Aufzeichnungen selber."

Hermine deutete dabei zunächst auf einen ebenfalls englisch geschriebenen Brief, der aus Veracruz datirt und bereits weit mehr als einen Monat alt war.

„Er ist von einem Geschäftsmann in dieser Stadt", setzte sie hinzu, „mit dem mein Vater seit langer Zeit befreundet war, der ihm seine Geldgeschäfte besorgte und der selbst theilgenommen hatte an mancherlei Unternehmungen meines Vaters ... Sennor Jose Maria di Quistados."

Sennor Jose Maria di Quistados schrieb an Herrn Adolphus Smith in Hasterbridge, Lincolnshire:

„Ich komme einem letzten Auftrage des armen Gustav Branco nach, indem ich Ihnen, als seinem Verwandten und dem Beschützer seiner jetzt verwaisten Tochter, die anliegenden Briefe und eine Tratte von 63 Pfund 15 Shilling auf Cudham Brothers in London sende als Betrag dessen, was für Branco noch in meinem Geschäfte gutgeschrieben stand, nebst der beiliegenden Abrechnung darüber.

„Ich weiß nicht, inwiefern Sie über die letzten

Schicksale Branco's durch seine directen Mittheilungen oder durch seine Briefe an seine Tochter unterrichtet sind; alles, was ich Ihnen darüber sagen kann, ist, daß er mir vor seiner Abreise von hier mittheilte, er sei auf eine schändliche Weise um eine Erbschaft betrogen, die er ganz sicher gemacht habe, die ihm aber von einem österreichischen Gericht, ich denke Prag war die Stadt, die er nannte, oder andern heillosen Schelmen vorenthalten werde. Er wolle nun selber gehen und werde nicht rasten, bis er die Schurken, die ihn verkürzen wollen, zur Herausgabe gezwungen. Daß er sich dabei keinen unrichtigen Voraussetzungen und Selbsttäuschungen, wie das ja bei Erbschaftshoffnungen so oft der Fall, hingab, davon habe ich mich selber überzeugen können, denn er wies mir einen Brief seines langjährigen Freundes Vorndorf vor, eines Mannes, den auch ich sehr wohl gekannt habe, den Branco selbst vor Jahren hier in mein Haus einführte und der ein Gentleman war, auf dessen Wort hin man in alle Wege bauen konnte. Nun wohl, Vorndorf schrieb ihm in dem Briefe von einem Badeorte in Böhmen aus, wo er sich damals befand ..."

„Es war Karlsbad", fiel Hermine, als Derschau bis so weit gekommen war, ein; „ich erinnere mich, obwol es vier oder fünf Jahre her sein mögen, daß

mein Vater mir mittheilte, Herr von Vorndorf habe ihm von Karlsbad aus geschrieben, daß er ein Testament zu seinen Gunsten gemacht."

„Hätte er das wirklich gethan? Und mein Oheim Bellersheim wäre der unrechtmäßige Besitzer seines Nachlasses? ... Unglaublich!"

„Lesen Sie weiter und lassen Sie uns darüber hernach sprechen", entgegnete Hermine.

„Wo er sich damals befand", fuhr Derschau zu lesen fort, „daß er, wie er ihm früher versprochen, ihn in einem Testament zum Erben eingesetzt und dies in der nächsten Woche gerichtlich deponiren werde, da er sich seit einiger Zeit schwächer und hinfälliger fühle und an sein bevorstehendes Ende denken müsse. Das habe ich, wie gesagt, in dem Briefe des alten Vorndorf mit eigenen Augen gelesen, und wie ich diesen Mann gekannt habe, kann ich keinen Zweifel daran hegen, daß Branco recht hatte, daß er sich, wenn das Gericht, wo der gute Alte gestorben, ihm ein solches Testament ableugnete, für betrogen ansehen durfte. Er reiste also ab, um sich selber zu dem Seinigen zu verhelfen. Zu gleicher Zeit versicherte er, er mache auch die Reise ins alte Land und sein heimatliches Klima, um mit seiner Gesundheit wieder «ins Gleichgewicht zu kommen»; er trage etwas in sich, wahrscheinlich sei's ein Leber=

schaden, was ihn oft peinige und aus dem Gleise werfe, bis er gar nicht mehr wisse, ob er derselbe alte Mensch, der stet und fest und immer schlagfertig seinen Weg vorwärts gemacht, noch sei oder nicht, nicht ein Thor, der an allerlei Schwindel und Wirbel zu leiden habe. Da er gelb und abgemagert aussah, konnte ich ihm leider darin nicht widersprechen und dachte ebenfalls, daß ihm die Veränderung und sein Fortkommen aus unserer trockenen heißen Luft gutthun werde; am meisten aber, wenn er seinen Zweck erreiche; denn die Sache mit dem Testament mußte ihm so im Kopf herumgegangen sein, daß er darüber ein wenig wirr geworden; er sprach mitunter davon nicht wie ein ruhiger Matter-of-fact-Mann, sondern mit Vorstellungen, die mir von wenig zutreffender Art schienen; ein wenig sanguinischer und phantastischer Natur war er freilich, wie Ihnen, werther Herr, ja auch wol bekannt sein dürfte, immer gewesen.

„So ging er denn von meinen besten Wünschen begleitet und versprach mir, über den Erfolg seiner Reise bald Nachricht zu geben. Er ging nach Neuyork, von wo er mit dem nächsten Dampfer nach Hamburg oder Bremen übersetzen wollte.“

Derschau unterbrach hier seine Lektüre wieder.

„Ihr Vater“, sagte er aufschauend, „mußte also

drüben in Mexico erfahren haben, daß Vorndorf gestorben sei ..."

„Allerdings", antwortete Hermine. „Er hatte das längst erfahren, hat es mir damals auch geschrieben; er war in einem Briefwechsel mit Vorndorf geblieben, der zwar nicht sehr lebhaft geführt wurde, aber doch im Laufe eines Jahres stets ein oder das andere mal dem einen oder dem andern Nachricht zukommen ließ; meines Vaters letzter Brief an Vorndorf, nach Prag adressirt, war aber von dort zurückgekommen mit der Bemerkung auf der Rückseite: «Adressat ist am 16. November vorigen Jahres gestorben.» Er hatte gerade darauf hin sich sofort an das prager Gericht und ferner auch an einen Advocaten gewendet, aber nur niederschlagende Nachrichten erhalten, die ihn nun selbst hierher nach Europa trieben."

Derschau senkte seine Augen wieder auf den Brief, den er in der Hand hielt, und fuhr fort zu lesen:

„Ich habe Branco zu gut und zu lange gekannt, und wir haben zu lange in mancherlei bald guten, bald übeln Geschäftssachen miteinander zu thun gehabt, als daß ich nicht etwas wie einen Freund in ihm gesehen hätte; und so hatte ich ihn, da er mir kränker und haltloser vorkam, als er selbst wol ahnte und wußte, nicht ohne Sorge abziehen sehen. Darum war ich denn

auch sehr erfreut, als ich nach etwa drei oder vier Monat Verlauf wenigstens ein Lebenszeichen, einen Brief von ihm erhielt, den ich Ihnen im Original hier beilege, aber mir aufzubewahren bitte, es ist das letzte Lebenszeichen von ihm, das ich besitze."

„Lesen Sie diesen Brief jetzt, bevor Sie fortfahren", sagte Hermine, indem sie Derschau ein mit verblaßter Tinte geschriebenes und Spuren mehrfacher widersprechender Faltung zeigendes Schreiben naheschob.

Derschau nahm es auf und las die in großen, aber eigenthümlich flach gestreckt liegenden Buchstaben geschriebenen Zeilen — sie hatte einen eigenthümlichen Charakter, diese Handschrift.

„Eine Hand wie ein Roggenfeld, über das ein Windstoß hinfährt — die kleinen Buchstaben dazwischen sehen aus wie eine Dornenhecke", sagte er sich dabei.

„Alter Hidalgo", schrieb der Vater Herminens an den Geschäftsfreund in Veracruz, „ich lebe noch, das ist aber allein mein Verdienst und nicht das unsers lieben Herrgotts, der die Thiere, welche man Schreiber, Advocaten, Juristen nennt, gemacht hat. Bei uns daheim ist vieles faul, und was noch halbwegs gesund, geht doch immer mehr schief vorwärts als geradeaus. Aber so wie hier bekommt man's doch nicht zu fühlen, daß der gemeine Mensch, die gewöhnliche unprivilegirte

Sorte, der Schreiber wegen da ist, und nicht die Schreiber der Leute willen. Bin in dem Hause gewesen, worin der alte Vorndorf gestorben ist; neue Wirthsleute da, die nichts wußten. Auf dem Gerichte. Haben mir da allerhand Papiere gezeigt, wonach ein Herr Gottfried Merk als Generalbevollmächtigter und Specialmandatar eines Barons Bellersheim die ganze Erbschaft an sich genommen und damit über die Berge gegangen ist. Habe nach dem Testament gefragt. Testament nicht da — absolut kein Testament vorhanden, weder bei Gericht noch im Nachlaß gefunden. Als ich dann darauf bestehe und schwöre, es müsse eins da sein, schwatzt ein altes Krokodil von einem Concipisten etwas, daß das Testament auch an einem andern Orte deponirt sein könne, wenn eins vorhanden sei; daß sich dann aber eine Urkunde, ein Schein über die gemachte Deposition im Nachlaß vorgefunden haben müsse. Das sei ja aber nicht der Fall gewesen, ganz bestimmt nicht der Fall, und somit solle ich gehen, woher ich gekommen! — Das alte Krokodil hat mir damit doch ein Licht angezündet. Daß der alte Vorndorf mich nicht belogen hat, weiß ich. Er hat sein Testament irgendwo — Gott weiß an welchem Gericht — deponirt und den Schein an diesen Bellersheim geschickt, der ihn unterschlagen, verbrannt hat — Gott weiß wie beseitigt.

Aber geschickt hat er ihm denselben. Wem sollte er ihn anders anvertrauen? Bellersheim war sein nächster Verwandter, er war der einzige, den er noch hatte, der sich seines Nachlasses annehmen mußte. Vielleicht hat er den Schein auch an sich behalten und dann hat der Bevollmächtigte ihn gefunden und einfach für besser gehalten, seine Pfeife damit anzuzünden. Vielleicht — Vorndorf war sein Leben lang ein confuser Bursche — hat er selbst ihn verbracht, verloren, was weiß ich! Das Ende vom Liede ist, daß ich nun versuchen muß, diese Schelme, diesen Bellersheim und seinen Mandatar, weich zu machen. Von welcher Seite ich sie fassen soll, das weiß ich selber noch nicht. Wenn der westfälische Baron eine Figur ist, wie ich sie mir denke, so die richtige feudale, bigote, abergläubische Vogelscheuche, dann hab' ich freilich so etwas wie ein Plänchen, wie man ihm beikommt. Ich reise jetzt dazu ab. Du alter Zahlenschlucker wirst unterdeß ins Reine gebracht haben, wie viel ich in Deinen Büchern guthabe; sende mir jetzt umgehend den Betrag, ich werde ihn nöthig haben. Sende ihn mir in einem guten Wechsel auf Deutschland, und was die Berechnung von Pesos gegen Thaler angeht, so denke daran, daß wir Freunde sind und Du ein viejo cristiano. Adressire an das Bankhaus Müllerheim und Sohn in Bremen. Ich habe sie

avertirt und du stehst ja in Verbindung mit ihnen. Ich werde dort nach einigen Wochen sein, um Deine Sendung abzuholen. Ueber meine Erfolge schreib' ich Dir binnen kurzem Näheres.

Dein Gustav Branco."

Das war der Brief, den der „Hidalgo" als Branco's letzten bezeichnete, den er von ihm erhalten. Derschau legte ihn ohne ein Wort der Bemerkung nieder, um dann in dem Briefe des Spaniers fortzufahren.

„Das, was Branco", schrieb Sennor Jose Maria weiter, „in diesem Briefe von mir begehrte, habe ich denn nun ohne Säumen gethan. Ich habe ihm nach Bremen geantwortet und ihm die verlangte Tratte geschickt. Dann aber weiter lange Zeit nichts mehr von Branco vernommen. Endlich, vor etwa drei Monaten, erhalte ich eine Nachricht von Müllerheim und Sohn in Bremen, worin dieselben mir mittheilen, daß Herr Branco weder erschienen sei, meine Sendung in Empfang zu nehmen, noch auch ein schriftliches Lebenszeichen von sich gegeben mit einer Directive, was mit derselben geschehen solle; sie wünschten deshalb für die Aufbewahrung meiner Tratte nicht länger verantwortlich zu sein, und remittirten mir dieselbe. Das hat mich denn nicht wenig über das, was aus dem armen

ehrlichen Burschen geworden, besorgt gemacht, doch habe ich noch ein Vierteljahr angestanden, Ihnen Mittheilung davon zu machen, immer noch hoffend, daß eines schönen Morgens er selber oder ein Brief von ihm auftauchen würde, der mir sagte, daß er noch unter den Lebenden sei. Da das bis heute jedoch nicht geschehen ist, und da ich Branco's Verhältnisse zu genau kenne, um nicht zu wissen, daß er den bei Müllerheim für ihn beruhenden Betrag erhoben haben müßte, wenn er noch am Leben war, so kann ich nur annehmen, daß er irgendwo — verlassen und einsam — ins bessere Land hinübergegangen ist, wo leere Testamentshoffnungen einem armen schiffbrüchigen Teufel den Kopf nicht mehr wirr machen. Denn schiffbrüchig war er doch nun einmal, die Sachen hier hatten eine Wendung für ihn genommen — besonders seit die Nevadaminen in Aufschwung gekommen und das Silber im Fallen ist wie ein Dachdecker vom Thurm — daß hier die letzte Hoffnung, in seiner alten Richtung wieder auf einen grünen Zweig zu kommen, für ihn so ziemlich dahin war. Ave pia anima kann ich nur sagen, während Ihnen, geehrter Herr, die schwerere Aufgabe bleibt, seine Tochter mit diesen traurigen Thatsachen bekannt zu machen. Wollen Sie ihr dabei die aufrichtige Theilnahme eines alten Freundes ihres Vaters, dessen sie

sich auch selbst aus frühern Jahren erinnern wird, ausdrücken, so werden Sie verpflichten Ihren

achtungsvoll ergebenen

Jose Maria di Quistados."

Derschau legte den Brief aus den Händen und sah dann eine Weile schweigend mit tief nachdenklicher Miene zu Boden.

Aber Hermine war zu erregt, zu gespannt durch das, was er ihr früher gesagt, als daß sie ihn lange diesem Schweigen und Sinnen überlassen hätte.

„Genügt Ihnen das nun, oder wollen Sie auch noch alles lesen, was mir mein Oheim Smith schreibt, indem er mir diese Briefe sendet?"

„Enthält es etwas Thatsächliches, was uns weiteres Licht geben könnte?" fragte Derschau.

„Nichts als die Ausdrücke der Theilnahme und der Bereitschaft, mir in allem, was ich ferner bedürfen könne, beizustehen, die mein Onkel mir ausspricht, zugleich mit seiner Ueberzeugung, daß sein Correspondent aus Veracruz recht habe, daß mein Vater gestorben sein müsse! Und wie sollte er nicht recht haben — ich habe es längst gefürchtet, geahnt, gewußt — wie hätte mein Vater sonst schon seit Jahresfrist gegen mich geschwiegen? Wenn ich ihm auch nach und nach ferner und ferner gerückt und fremd geworden, so war und

blieb ich doch das Einzige, was er auf Erden besaß ..."

Derschau nickte mit dem Kopfe.

„Er ist todt!" sagte er leise.

„Aber ein Räthsel bleibt doch immer zurück", fiel Hermine lebhaft ein. „Kann denn ein Mensch so klanglos und ohne eine Spur des Wie und Wann zu hinterlassen aus dem Leben gehen — ist es möglich, daß sein Ende so unbekannt und verhüllt bleibt, als ob er sich plötzlich in Luft aufgelöst hätte? Vielleicht denken Sie, mein Vater habe seinem Leben in irgendeiner Wald- oder Felseneinöde selber ein Ende gemacht. Aber solch eine That lag am allerwenigsten in seinem Charakter. Er war kein Mann, dem in äußersten Fällen die Gewaltthat nahe gelegen hätte, kein Mann des Entweder-Oder — er hatte Leidenschaftlichkeit genug, er konnte im Zorn aufbrausen, aber seine ganze Natur war angelegt auf zähe Ausdauer; dabei hatte er seine große und lebhafte Phantasie, die nie am Ende ihrer Auskunftsmittel war, und die aus den Trümmern gescheiterter Hoffnungen sich immer neue Werkzeuge zu neuen Versuchen zu machen wußte ..."

„Sie haben recht", unterbrach Derschau hier Herminens Schilderung des Charakters ihres Vaters, „Sie

haben recht. Durch Selbstmord ist er nicht untergegangen."

Sie sah ihn betroffen an.

„Mein Gott", sagte sie, „Sie sagen das mit einer Bestimmtheit, als ob Sie etwas darüber wüßten!"

„Das, Fräulein Branco, ist in der That der Fall, und ebendeshalb komme ich ja zu Ihnen."

„Sie wissen also? . . ."

„Daß Ihr Vater todt ist, und daß er nicht durch Selbstmord untergegangen ist."

„Und was wissen Sie sonst darüber — ich bitte Sie, reden Sie endlich! Sie sind der Verwandte des Barons Bellersheim; Sie wissen jedenfalls durch ihn von meinem Vater, hörten, daß dieser sich an ihn wegen seines vermeintlichen Rechtes gewandt hat! Hat er von ihm erfahren, daß er, wie ich es mir ja vorstelle und immer gedacht habe, seitdem ich Herrn Merk über den Charakter des Barons habe reden hören — hat er von ihm erfahren, daß all seine Erbschaftshoffnungen inhaltsleer und nichtig? Daß sein Freund Vorndorf gar kein Testament gemacht hat? Und hat diese Entdeckung ihm das Herz gebrochen, seiner morschen Gesundheit den letzten Stoß gegeben . . . o, ich bitte Sie, sagen Sie mir alles!"

Derschau schüttelte den Kopf.

„Was das Testament angeht, so weiß ich davon nichts, gar nichts — es muß sich eben keins gefunden haben, sodaß mein Verwandter den Nachlaß einfach und ohne Schwierigkeit durch seinen Bevollmächtigten hat an sich nehmen können — als der natürliche und unangefochtene Erbe. Ich weiß auch nicht, ob Ihr Vater sich direct an den Baron in der Angelegenheit dieser Erbschaft gewandt hat, muß es jedoch bezweifeln. Der Baron würde darüber gegen mich nicht geschwiegen haben; war ich doch in der Zeit, in welcher es geschehen sein müßte, in Bellersheim anwesend. Nur kommt mir der Gedanke, daß vielleicht mit dem Plane, auf den Baron Bellersheim zu wirken, dessen Ihr Vater in seinem Briefe an den Spanier erwähnt, ihn, wie er sich ausdrückt, «weich zu machen», gewisse seltsame und nicht zu erklärende Erscheinungen und wunderbare Vorkommnisse in Verbindung stehen, von denen auf dem Hause Bellersheim vorlängst die Rede war, in deren eigentliche Beschaffenheit ich jedoch nie eingedrungen bin, da ich an das Wunderbare und Uebernatürliche, das den Gegenstand der Commentare abergläubischer Tanten und alter Hausdiener bildet, nicht glaube ...“

„Wunderbare Vorkommnisse“, fragte Hermine, „die mit meinem Vater hätten in Verbindung stehen können? Und worin bestanden sie?“

„Ich weiß es wirklich nicht genauer anzugeben, als daß Stimmen laut geworden sein sollen — nächtliche raunende Stimmen — ein schreckhafter Ruf durch Sturmeswehen, der den Ersatz eines geraubten Gutes heischte.“

„O, mein Gott, das lautet ja ganz so, als ob ...“

„Ja“, unterbrach sie Derschau, „es ist unmöglich, dabei nicht an Ihren Vater und den Gedanken zu denken, der diesen während seiner letzten Lebenszeit so ausschließlich beherrschte, die Absicht, die er mit wachsender Leidenschaftlichkeit verfolgt zu haben scheint. In solcher Leidenschaftlichkeit und ganz auf sich angewiesen, auf die eigenen schwachen Hülfsmittel gegen eine Welt, welche man für feindlich und unehrlich hält, kann ein Mann von lebhaft arbeitender Phantasie sehr wohl auf Mittel des Kampfes verfallen, die ruhigern und unbefangenern Naturen chimärisch erscheinen würden. Jedenfalls hätte Ihr Vater, wenn er der Urheber jener seltsamen Erscheinungen gewesen, sich bald überzeugen müssen, daß er nichts damit erreichte, daß er das gute ruhige Gewissen meines Oheims Bellersheim damit nicht aufschrecken und nicht zur Herausgabe des Vorndorf'schen Vermögens veranlassen werde. Und so — es gehört ja wenig Einbildungskraft dazu, es sich zu combiniren — hat er einen Versuch gemacht, in derselben Art auf

den Mann zu wirken, den er als den Mitschuldigen des Barons, als dessen Werkzeug, vielleicht als den allein Schuldigen betrachtete. Dieser Mann war Herr Merk, der Bevollmächtigte des Barons, der Vater Rudolf's. Der Vater Rudolf's war ja, mit Vollmacht zu allem und jedem versehen, in Prag gewesen. Er konnte das Testament, konnte den Depositionsschein des Gerichts darüber im Nachlaß gefunden haben; er konnte ihn verschwiegen und vernichtet haben, um sich diesen Nachlaß, den Theil daran, den er im stillen sich selber anzueignen beschlossen, nicht entgehen zu lassen.

„Ich glaube", fuhr Herr von Derschau fort, während Fräulein Branco ihm mit ängstlicher Spannung zuhörte, „solche Voraussetzungen bezüglich des verschwundenen Testaments dürfen wir dem erbitterten und gereizten Gemüthe Ihres armen Vaters zutrauen, wenn auch Herr Merk ein Mann von erprobter Redlichkeit war. Und so hätte Ihr Vater denn beschlossen, den Versuch, den er ohne Erfolg auf Bellersheim gemacht, im Hause des Herrn Gottfried Merk zu wiederholen, Herrn Gottfried Merk durch die Schrecken der Geisterwelt das Gewissen schlagen zu machen. Herr Gottfried Merk aber hätte solchen Versuch nicht mit der widerstandslosen und erschrockenen Gläubigkeit meines Onkels aufgenommen; er wäre mit irgendeiner Waffe

dem unglücklichen Eindringling in sein Haus entgegengetreten, und so hätte Ihr Vater im Hause Gottfried Merk's, im Vaterhause Ihres Verlobten, sein Ende gefunden."

Hermine war bei diesen letzten Worten leichenblaß geworden.

Entsetzt rief sie jetzt beinahe athemlos aus:

„Aber das ist ja gar nicht möglich — wie würde Rudolf mir verschwiegen haben . . ."

„Ich fürchte", sagte mit wehmüthigem Lächeln Derschau, „Herr Merk hat Ihnen manches verschwiegen, was er Ihnen hätte sagen müssen. So viel ist gewiß, Ihr Vater ist nicht irgendwo an gebrochenem Herzen und am Schmerz getäuschter Lebenshoffnungen gestorben, sondern eine Gewaltthat hat seinem Leben ein Ende gemacht und — glauben Sie mir, es wird mir schwer, Ihnen so unverhüllt die Wahrheit auszusprechen, die Ihnen doch ausgesprochen werden muß — er ist ums Leben gekommen im Vaterhause Ihres Verlobten."

Hermine starrte ihn mit ihrem todtenbleichen Gesichte und mit großen geisterhaften Augen an; sie bewegte die Lippen und sie sprach doch nicht; es war, als ob das: Unmöglich, unmöglich, unmöglich! welches sie mochte ausrufen wollen, sich von diesen Lippen nicht mehr losringen konnte, als ob ihr Luft und Odem dazu fehle.

„Wir Priester“, fuhr Derschau fort, „haben oft schwere Aufgaben, vor denen das menschliche Gemüth zurückbebt; es muß dann der Gedanke an unsern Beruf als Seelenärzte sein, der uns die nöthige Härte zu dem grausamen Schnitte, der zur Heilung nothwendig ist, verleiht. Auch der Heiland, das Urbild göttlicher Milde und der Theilnahme mit jedem Leid des Herzens, konnte ja hart sein: wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus! Darum ...“

„Aber es ist ja unmöglich!“ rief hier, als ob sie jetzt erst die Kraft zu diesem Ausruf gefunden, Hermine wie mit einem gellenden Angstschrei aus.

„Glauben Sie“, antwortete leise und erschüttert Derschau, „ich sei zu Ihnen gekommen mit solchen Mittheilungen, ohne meiner Sache sicher zu sein? ...“

„Mein Vater soll ...“

„Ihr Vater ist — gestorben im Hause der Familie Merk. Dort ist im tiefverborgenen Raume seine Leiche gefunden.“

„O mein Gott — seine Leiche! Aber niemand kannte ihn dort ...“

„Die Leiche eines Mannes, von deren Finger man diesen Ring zog ...“

Er legte den schon einmal vor Herminens Augen gebrachten Ring vor sie nieder.

Hermine verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen und sank in ihren Sessel zurück.

War sie ohnmächtig geworden? Derschau schwieg eine Weile. Dann sagte er:

„Hören Sie mich, Fräulein Branco?“

Sie machte eine schwache Bewegung mit der Hand.

„Ich bin leider nicht am Ende dessen, was ich Ihnen enthüllen muß. Es ist ja vieles noch unklar und räthselhaft in der Angelegenheit dieses — ich möchte vor Ihnen das Wort Mord nicht gebrauchen und ich weiß doch kein anderes. Wir wissen die Art und Weise, wie Ihrem Vater das Leben geraubt wurde, nicht; wir wissen nur, daß, wenn wir auch den ältern Herrn Merk uns als den eigentlichen Thäter vorstellen dürfen, doch seine Kinder, doch Herr Rudolf Merk darum gewußt haben; denn Herr Rudolf Merk hat das Unglückshaus, den Schauplatz jener That angezündet und niederbrennen machen — er würde das nicht gethan haben, wenn er nicht die Spuren des begangenen Verbrechens hätte austilgen wollen ... es gibt sonst durchaus keine Erklärung für seine Handlung ...“

„Er hat mir das selbst gestanden“, sagte Hermine aufathmend; „er habe es gethan um seiner Schwester willen, die sich an dies Haus gebunden gefühlt.“

„Gebunden gefühlt — weshalb, das ist unschwer zu

durchschauen — weil sie die Spuren des Verbrechens vor jedem menschlichen Auge hüten wollte ..."

„Aber es ist doch möglich, daß Rudolf Merk ..."

„Keinen Theil an dem Verbrechen hatte? Es wäre möglich, es anzunehmen, wenn auch ein Mann, der es sich zu seiner speciellen Aufgabe gemacht hat, dies Verbrechen zu ergründen und klar darüber zu werden, ihn der Mitschuld zeiht ..."

„Und wer ist dieser Mann?"

„Herr von Losfeld — unter dem Namen kennen Sie ihn; sein eigentlicher Name ist von Spesser, er ist Hauptmann der Gensdarmerie."

„Gensdarm — und er ist hier, um Rudolf Merk zu verfolgen ... wegen des Mordes meines Vaters? ..."

„Fassen Sie sich, Fräulein Branco, rufen Sie all Ihren moralischen Muth zu Hülfe — ich sage Ihnen das alles zugleich in dieser einen Stunde, damit nichts Bitteres in dem Kelche, den Sie leeren müssen, zurückbleibt. Spesser war dazu hier, ja; wo er jetzt ist, das weiß der Heiland. Er ist plötzlich in unerklärlicher Weise verschwunden. Er ist verschwunden, nachdem er die Unvorsichtigkeit begangen, Rudolf Merk einen Theil seines Geheimnisses durchschauen zu lassen. Er hat Rudolf Merk verrathen, daß er ihn kennt als den Anstifter des Brandes seines Hauses ... sie sind dann

beide plötzlich verschwunden, der Verfolgte und der Verfolger. Und — ich bin in Sorge um das Schicksal des letztern.“

„Schicksal — was könnte sein Schicksal sein?“

„Gott weiß es! Aber haben Sie irgendeinen Erklärungsgrund für dieses plötzliche Verschwundensein?“

„Den habe ich nicht — ich weiß nichts davon, ich höre ja in diesem Augenblick erst durch Sie davon — und Sie können mir nicht zumuthen, jetzt, jetzt nach diesem allen an diesen Menschen zu denken!“

„Der doch vielleicht Ihr Retter geworden — durch seine feste und unnachlassende Entschlossenheit, das, was ohne ihn vielleicht aller Welt verborgen geblieben wäre, zu entdecken und aufzuklären. Ohne seine Ermittelungen, ohne die Combinationen seines Scharfsinnes, und ohne das Vertrauen, das er mir schenkte, wäre ich nicht im Stande gewesen, heute Ihnen dieses alles zu sagen, was Sie doch wissen mußten, um nicht vielleicht ein Opfer zu werden, wie Ihr Vater geworden ist — ein Opfer dieses Merk!“

Hermine sah ihn mit Blicken an, die ihm zeigten, daß sie ihn gar nicht verstand.

„Ein Opfer — ich?“ sagte sie halblaut.

„Ich will Ihnen nicht böseres Mistrauen in die Seele senken, als es eben nöthig ist. Legen Sie die

Annäherung Rudolf Merk's an Sie, an die Tochter des in seinem Hause Ermordeten so aus, wie es Ihnen am richtigsten und wahrsten erscheint. Jedenfalls wird das, was ich Ihnen sagen mußte, genügen, um Ihnen zu zeigen, daß Sie alle Ursache haben, die Gründe, welche Rudolf Merk zu dieser Annäherung bewegen konnten, zu durchdenken, zu prüfen, zu erwägen. Sie sind Ihres Vaters Tochter und konnten auf die Dauer nicht ruhig und ohne Nachforschungen anzustellen, ohne sich an die Behörden zu wenden, ohne alle Anstrengungen zu machen, sich Aufklärung zu verschaffen, die Thatsache hinnehmen, daß Ihr Vater verschwunden sei. So könnte es nur klug scheinen von Rudolf Merk, daß er sich Ihnen hier näherte, Sie sozusagen an sich und sein Interesse fesselte . . . doch das alles muß ich und darf ich Ihren eigenen Erwägungen überlassen. Was mir nur auf der Seele liegt, das ist die Frage: wohin ist Spesser gerathen, was ist aus Spesser geworden — ist er das Opfer der Aufgabe, die er sich mit so viel zäher Ausdauer gestellt, geworden — hat sich Rudolf Merk von einem Menschen befreit, in welchem er den einzigen Mitwisser seines Geheimnisses erkannte . . . und ist Merk dann nach dieser That geflohen . . ."

Hermine saß da und es schienen durch alles dieses ihre Gedankenkräfte in einer Weise gelähmt, daß sie

demjenigen, was Derschau noch redete, schon gar nicht mehr folgen konnte. Sie sah den jungen Monsignore nur mit starrem Auge an, ihr Gesicht war blutleer wie das einer Marmorfigur.

Derschau hielt im Reden inne; er sah, als ob er ihr Zeit lassen wolle, sich zu fassen, lange zu Boden. Dann sagte er endlich, das Haupt erhebend:

„Wenn Sie mir darüber eine beruhigende Auskunft geben könnten, Fräulein Branco — darüber, weshalb Rudolf Merk so plötzlich abgereist ist, wohin, in welcher Absicht, so würde ich Ihnen sehr, sehr dankbar sein — ich möchte es vermeiden, mich an die italienische Polizei mit meinem Argwohn zu wenden . . .“

Hermine gab ihm auch darauf keine Antwort. Sie sah ihn nur noch mit demselben starren Blicke, demselben leichenblassen Gesicht an; und dann, dann plötzlich wandte sie sich von ihm ab und brach, indem sie ihr Gesicht an der Rückwand ihres Sessels barg, in ein convulsivisches Schluchzen aus.

Derschau war erschrocken über einen Ausbruch des Schmerzes, den er doch selber hervorgerufen und den er hätte vorhersehen können. Er sprang auf, er wollte einige Worte der Beruhigung sprechen, die doch ungehört verhallen mußten. Da öffnete sich rasch die Thür und Fräulein Weber, eine Mappe unter dem Arm, trat ins

Zimmer. Ueberrascht blieb sie stehen, bald auf Derschau, bald auf Hermine schauend.

„Was ist denn hier geschehen — Sie hier, Herr von Derschau? Was haben Sie Fräulein Branco gesagt, daß – mein Gott, in welchem Zustande ist sie — Hermine . . .“

Derschau nahm erleichtert seinen Hut.

„Sie selbst wird es am besten Ihnen erklären“, versetzte er, „aber quälen Sie sie nicht mit Fragen. Was sie zunächst bedarf, ist die Fürsorge — es hat sie ein schweres Unglück betroffen, das leider niemand als ich ihr ankündigen konnte. Das ist geschehen und ich darf sie der besten Pflege, der Ihren überlassen.“

Damit ging er, während Fräulein Weber, vor Ueberraschung über diese Scene wie an den Boden geheftet, ihm nachblickte. Derschau ging, und langsamen Schrittes, zur Erde gesenkten Hauptes schlug er draußen auf der Straße den Weg ein, der zur Quästur führt.

Quästur ist der Name, welchen man in dem heutigen Königreich Italien den Polizeibehörden der großen Städte beigelegt hat.

Vierzehntes Kapitel.

Hermine.

Es gibt Lebensschicksale, Lagen, die so furchtbarer Art sind, daß gerade in ihrer Schwere, in dem Entsetzlichen und Verzweiflungsvollen derselben wieder eine Hülfe, sie zu ertragen, liegt.

Es war wenigstens in der That bei Hermine Branco der Fall. Was der erbarmungslose Monsignore ihr enthüllt hatte, war so zerschmetternd und schrecklich, daß es sie unfähig machte, mit klaren Sinnen, mit vollem Verständniß es zu begreifen und zu durchschauen — sie fühlte nur, daß etwas über sie gekommen und ihr Dasein ganz und für immer so zerstört habe, daß es sie wahnsinnig machen müsse; sie fühlte diesen Wahnsinn wie eine Wohlthat, die letzte, die ihr werden konnte; und als ob sie durch das laute Ausrufen dieses Gefühls die Wohlthat beschleunigen, dieses Nahen des rettenden Wahnsinns heranbeschwören könne, war es

das Einzige, was Fräulein Weber ihr abgewann, daß sie einmal über das andere ausrief:

„Ich werde verrückt, ich werde verrückt, Christine — ich fühle, daß ich um den Verstand komme!“

Fräulein Weber hatte kopfschüttelnd Hut und Mantel abgelegt und sich zu ihr gesetzt; als sie sah, daß es in diesem Augenblicke nichts fruchtete, weiter in sie zu dringen, nahm sie die Briefschaften an sich, die noch auf dem Tische lagen, und las sie.

Sie kannte im allgemeinen den Inhalt derselben. Hermine hatte ihn ihr nicht vorenthalten, sie hatte ihn ihr in der Hauptsache angegeben und Fräulein Weber hatte auch theilgenommen an dem, was mit Rudolf Merk darüber verhandelt worden. Denn gleich nachdem diese Briefe eingetroffen, hatte Rudolf seinen Entschluß erklärt, abzureisen, um mit seinem Schwager Otto Frank, der Jurist sei, darüber zu reden und mit seiner Hülfe dem Testament auf die Spur zu kommen, an dessen Vorhandensein nun auch er zu glauben begonnen. Das wenigstens hatte er erklärt, dadurch sich zur sofortigen Abreise bestimmt gezeigt.

Die Briefe selber hatte Fräulein Weber noch nicht gelesen. Jetzt las sie sie, und als sie damit zu Ende war, glaubte sie Hermine so weit gefaßt zu finden, um von

ihr den Grund ihrer jetzigen völligen Verzweiflung zu erfahren.

Dies gelang ihr jedoch nur mühsam und allmählich. Nur in einzelnen erschütternden Ausrufen des Schmerzes offenbarte Hermine ihr, um was es sich handle, worüber ihr die Augen geöffnet seien!

Fräulein Weber war, als sie endlich begriff, so erschrocken, daß sie ebenfalls wie von Sinnen Hermine anstarrte und die Sprache verloren zu haben schien. Aber mit ihrer kalt verständigen und scharf urtheilenden Natur hatte sie sich bald wieder so weit gefaßt, daß sie aufspringen und ausrufen konnte:

„Das ist unmöglich. Rudolf Merk ein Mitschuldiger an dem Mord Ihres Vaters, Hermine — und just deshalb ein Bewerber um Ihre Hand, also ein völliger, gründlicher Schurke — das ist unmöglich!“

Hermine antwortete ihr nicht; sie fuhr fort, ihr von Thränen überströmtes Gesicht an dem Polster ihres Sessels zu bergen und den Kopf hin- und herzuwenden, wie um einen äußersten physischen Schmerz zu überwinden.

„Das hat dieser Monsignore behauptet?“ rief Fräulein Weber heftig weiter aus. „Er? Aber er ist ja der Neffe des Mannes, der Ihrem Vater die Erbschaft geraubt hat; er ist also jedenfalls Ihr Geg-

ner, Ihr Feind — wie ist dem, was er vorbringt, zu glauben?"

„Und hat Rudolf mir nicht selbst gestanden . . .", stammelte Hermine hervor, ohne den Satz zu Ende zu bringen, der von ihrem Schluchzen erstickt wurde.

„Selbst gestanden — was hat er gestanden? Was? Reden Sie doch, Hermine!"

„Daß er — das Haus, in welchem jetzt mein Vater gefunden ist — ermordet — seine Leiche — daß er es angezündet, daß er es durch Feuer zerstört hat?"

„Er selbst? Sein väterliches Haus?"

Hermine antwortete wieder nicht, um sich aufs neue ihrer Verzweiflung hinzugeben. Auch Fräulein Weber sprach nicht weiter, sondern sah nur mit äußerster Betroffenheit auf ihre unglückliche Freundin nieder.

Was sie sagte, das sprach sie in sich selber hinein, aufrecht dastehend und in wunderlichem Spiel ihre Augenbrauen zusammen- und wieder auseinanderziehend.

„Also wirklich Rudolf ein Verbrecher?" sagte sie sich. „Können denn Verbrecher so aussehen wie Rudolf Merk?" Sie schüttelte den Kopf. „Doch weshalb nicht?" fuhr sie dann sinnend fort. „Rufen die Menschen, die im Gerichtssaal den Verbrecher auf der Anklagebank erscheinen sehen, nicht immer aus: «Von dem Manne hätte man es nicht vorausgesetzt. Er sieht so

gutmüthig, so harmlos aus! Von ihm ist's unglaublich!» Nun ja, unglaublich! Es ist dem armen Sünder wol selbst unglaublich, daß er die That gethan, er begreift nicht mehr, wie er dazu gelangte. Der Drang der Umstände, der Sturm der Leidenschaft, den der Augenblick brachte, ist vergangen. Jetzt in der qualvollen Reue und Angst seines Herzens hat er den Schlüssel zu der eigenen Handlung nicht mehr. Aber geschehen ist es doch! Wozu der Mensch fähig ist, das weiß eben nur Gott! Unsereins sieht nur, daß er, solange er auch lebt, nicht ans Ende der Ueberraschungen gelangt mit den Menschen!"

Nach dieser Betrachtung wußte Fräulein Weber nichts zu thun, als sich schweigend zu verhalten, um in Hermine den ersten Sturm der Gefühle sich beschwichtigen zu lassen; nach und nach begann sie mit gedämpfter Stimme Hermine auf die Nachrichten zu vertrösten, die ja Rudolf Merk bei seiner Abreise bald zu geben versprochen hatte. Man mußte ihm dann, sobald man seine Adresse hatte, alles offen schreiben, was wider ihn vorgebracht war; und dann werde er sich ja verantworten können, ungehört müsse man keinen Menschen verdammen, tröstete Fräulein Weber — sie betheuerte es, um Hermine nur wieder Fassung gewinnen zu sehen, einmal über das andere, und redete sich selbst

dabei in einen gelinden Zorn hinein; sie schalt auf Derschau, sie nannte es Wahnsinn, Rudolf zum völligen Banditen, der nun auch den abscheulichen Losfeld, den Polizeispürhund, den heuchlerischen Verräther umgebracht haben sollte, stempeln zu wollen!

In der That, Fräulein Weber suchte es an tröstender Beredsamkeit nicht fehlen zu lassen. Sie that alles, ihre vernichtete Freundin wieder aufzurichten. Diese sprang endlich, ihre Thränen trocknend, auf und sprach nun in einem Anfall heftigster Erregung die wirrsten Entschlüsse aus. Sie wollte nicht ruhig hier zurückbleiben, allem Geschehenen fern; sie wollte ihren Vater sehen; nein, es war zu spät; aber sie wollte auf seinem Grabe knien; sie wollte volle Wahrheit über alles und jedes. Sie wollte alle die Menschen sprechen, die ihr die Wahrheit, wenn sie selbst vor sie hintrat, gestehen würden — Rudolf's Schwester wollte sie sehen, sie, die ein Weib war, die mit ihr empfinden mußte, begreifen, was in ihr vorging, was sie litt. Fräulein Weber konnte nicht anders, als ihr nachgeben, da sie sah, daß Widerstand vergeblich gewesen wäre. So suchte sie sie dadurch zu beruhigen, daß sie gelassen von den Zurüstungen zur Abreise zu sprechen begann — von allem, was vorher durchaus zu ordnen und zu besorgen sein würde.

So verging den beiden verlassenen bedrängten Mäd-

chen der Tag. Und dann kam die frühe, dunkle, schlaflose Nacht, und als der neue Tag heraufstieg, war an eine Abreise für Hermine Branco nicht mehr zu denken. Sie war krank, sie lag in heftigem Fieber. Der Arzt wurde geholt und er stellte eine längere Erkrankung in Aussicht. Am Nachmittag schon begann Hermine zu phantasiren. Der Wahnsinn, den sie gestern schien über sich heraufbeschwören zu wollen, war gekommen — wirklich eine Wohlthat, sagte sich Fräulein Weber, die, nachdem sie sich den Tag über mit Herminens Pflege geplagt, endlich müde in den Lehnstuhl neben ihrem Bette zurücksank, und bald auf die Worte und wirren Reden, die Hermine sprach, horchte, bald in ihre eigenen Gedanken sich verlor, die mit immer größerer Bitterkeit sich gegen den Nächsten, gegen Derschau wandten.

Am Abend wurde ihr Monsignore Derschau gemeldet. Sie ging hinaus, um ihn im vordern Zimmer zu empfangen. Er kam, sagte er, um nach Hermine zu sehen, und vernahm zu seinem Schrecken, wie wenig daran zu denken war, sie selbst zu sprechen.

„Ein wenig, Herr von Derschau", sagte Fräulein Weber scharf, „konnten Sie darauf gefaßt sein, daß Ihre Enthüllungen einen verhängnißvollen Eindruck machen würden!"

„Leider", versetzte Derschau. „Und doch mußte ich sie machen, es war nichts mehr zu verbergen!"

„Nichts, als höchstens das, was doch noch nicht unbedingt feststeht!"

„Was rechnen Sie dazu? Etwa daß Rudolf Merk's Abreise und das Verschwinden Losfeld's etwas miteinander gemein haben? Mag sein, daß das nicht bewiesen ist. Aber das ist's ja auch nicht, was Fräulein Hermine sich so zu Herzen nimmt ..."

„Das nicht, nur daß Rudolf überhaupt fähig sein soll ... aufrichtig, Monsignore, sind Sie ganz überzeugt, daß nie eine Stunde kommen wird, in der Sie bereuen, Herminen solche Dinge gesagt zu haben?"

„Ja", fiel Derschau sehr bestimmt ein. „Wenn man in redlicher Absicht und mit guten Gründen gehandelt hat, kann man nicht bereuen."

„An der redlichen Absicht zweifle ich nicht, aber was die Gründe betrifft ..."

„So zweifeln Sie an ihnen?"

„Ich zweifle, ob Sie wirklich, ehe Sie sich entschlossen, Hermine aufzuklären, an den alten Satz: «man höre beide Theile», gedacht haben. Sie haben bisher Herrn von Losfeld angehört, Sie haben das gehört, was Ihnen als Thatsache zu reden schien; aber Sie haben nicht auf den Charakter, das ganze Sein und

Wesen Rudolf Merk's gehört, das Ihnen doch laut zurief: Unsinn das alles!"

Der junge Monsignore sah lange nachdenklich das eifrig redende Fräulein an.

„Ich habe diesen lauten Ruf eben nicht vernommen!" sagte er dann. „Ich kenne die Merk seit langem. Die Tochter Bertha ist sicher zu entschuldigen — sie ist eine durchaus edle Natur, soviel ich das beurtheilen kann, und hat wol nur gehandelt oder besser sich verhalten, wie sie es ihrem Vater, ihrem Bruder schuldig zu sein glaubte. Was aber Rudolf angeht, so hat er mir nie denselben sympathischen Eindruck gemacht. Ich habe ihn schon als Knaben gekannt, in einer Zeit, wo ich selbst ein Knabe war — er war immer heftig, leidenschaftlich, ehrgeizig und dabei eine verschlossene, versteckte Natur, die nur in plötzlichen Anfällen aus sich herausging und dann irgendeine zornige Gewaltthat verübt hatte, ehe man sich's versah ..."

„Aber ich bitte Sie, ein Mensch mit einer so idealen Richtung! Und in seinem Wesen so ruhig, so gar nicht vom Bewußtsein einer Schuld gedrückt ..."

„Die Menschen mit idealer Richtung, Fräulein Weber, haben ihre sehr gefährlichen Seiten, und was Schuldbewußtsein angeht, so lassen gerade sie sich am wenigsten vom Bewußtsein einer Schuld drücken. Sie

haben das gemeinsam, daß sie den einfachen moralischen Maßstab leicht aus den Augen verlieren, wie sie alle einfachen realen Lebensbedingungen nicht in ihrem Ernst und ihrer Wichtigkeit zu begreifen verstehen. Solch ein Idealist kann Gott weiß was thun, und nachher ficht es ihn weiter nicht an, er fährt auf den mit dem Schmuz einer sehr irdischen That befleckten Geniusschwingen so leicht wie mit den reinsten und schneeigsten in seine höhern Regionen empor."

„Wollen Sie damit sagen, daß die Genies unmoralisch sind?"

„Ich will nur sagen", antwortete Derschau, „daß sie in ihrer Idealität sich bewegen wie Vögel in der Luft und wie die ganze Erde, so auch deren Gesetze und deren Moralprincipien unter sich sehen!"

Fräulein Weber machten diese allgemeinen Bemerkungen keinen überzeugenden Eindruck.

„Es mag, was Sie da sagen, mehr oder minder wahr sein", versetzte sie, „obwol es so oft behauptet ist, daß ich nicht daran glaube, schon deshalb nicht; und es bringt mich immer noch nicht dahin, an eine ausgemachte, überlegte Schlechtigkeit Rudolf Merk's glauben zu können. Es wäre zu niederträchtig, die Tochter des Mannes, der durch seine Gewaltthat umgekommen ist, an sich fesseln zu wollen, um . . . und sagen Sie mir,

was beweist Ihnen, daß, wenn alles richtig, wenn der Ermordete, den man gefunden haben soll, Gustav Branco ist, was beweist Ihnen, daß dieser nicht in einem Streit mit dem Vater Rudolf's, den ja auch die ganze Erbschaftsgeschichte allein anging, umgekommen, getödtet ist, was beweist Ihnen, daß Rudolf daran theilgenommen hat?“

Herr von Derschau zuckte die Achseln.

„Das sehen Sie nicht ein? Wenn er nicht selbst die That auf dem Gewissen hätte, würde er dann selbst gegen seine Verlobte geschwiegen haben? Würde er dann die Sorge Fräulein Herminens, ihre Klagen über das Schweigen ihres Vaters, die er doch sicherlich oft hat vernehmen müssen, mit heuchlerischer Theilnahme angehört haben, ohne ihr zu sagen: ich weiß, weshalb Dein Vater schweigt, es ist leider der meine, der seinen Mund hat verstummen gemacht? Würde er das nicht gesprochen haben? Der alte Merk ist todt, längst todt; ihn kann offene Rede nicht mehr härmen, ihm nicht mehr schaden. Wenn man solche Dinge verbirgt, ängstlich in Schweigen und Nacht hüllt, so muß es sein, weil ihr Bekanntwerden Lebende gefährdet. Wenn Bertha Merk auf ihr Lebensglück verzichtete, um nur ihr Haus hüten zu können, wenn kein Zureden, wenn der Schmerz ihres über ihre Hartnäckig-

keit verzweifelnden Bräutigams sie nicht daraus fortbrachte — dann glauben Sie mir, opferte sie sich einem Lebenden, der Sicherheit eines Lebenden auf, nicht einem Todten!"

Fräulein Weber schwieg auf diese Argumentation. Sie gestand sich, daß sie sie gelten lassen müsse, und so antwortete sie nur, indem sie ihrem bedrückten Herzen mit einem tiefen Seufzer Luft machte:

„Gott gebe uns Licht über alle diese Dinge! Mir kehrt nur immer der Gedanke zurück, Sie hätten Hermine Branco noch schonen sollen, noch warten bis ..."

„Nein", fiel ihr Derschau in die Rede, „das Schonenwollen, das Schweigen, das Verbergen hat nun gerade Unheil genug angestiftet. Das ist's ja eben! Hätte mein Oheim Bellersheim damals sofort offen von den Erscheinungen, die er zu haben glaubte, geredet, nach dem Urheber geforscht, Lärm geschlagen, so würde er auf diesen Branco sicher bald gestoßen sein und alles hätte sich dann im offenen Aussprechen mit diesem Manne aufklären und ordnen lassen. Hätte Spesser — Losfeld — sofort, als er seine Entdeckungen gemacht, davon geredet und dem Gericht die Untersuchung überlassen, so würde sogleich auch Rudolf verhört, vielleicht verhaftet worden sein, und Ihr Fräulein Hermine ihn nie kennen gelernt haben, wenigstens nie

in diese ihre heutige Lage gerathen sein; Spesser selbst aber würde heute ruhig und wohlbehalten auf dem Corso spazieren gehen . . . wahrhaftig durch Schweigen ist jetzt genug Unheil angestiftet, und so konnte, durfte ich nicht anders als reden!“

„Das Schweigen war vielleicht unheilvoll“, sagte Fräulein Weber. „Gott gebe nur, daß Ihr Reden sich am Ende nicht auch so erweist!“

„Hoffen wir es“, entgegnete Derschau aufstehend. „Was ich Ihnen noch sagen wollte, ist, daß ich auch mit dem Quästor geredet habe; er hat Befehle gegeben, nach Losfeld's Verbleiben Nachforschungen anzustellen — in Bezug auf Rudolf Merk, der längst jenseit der Grenze sein muß, war nichts mehr anzuordnen!“

Fräulein Weber nahm diese Mittheilung ziemlich gleichgültig auf, sowie auch die, welche Derschau im Fortgehen noch hinzufügte, daß er auch seinem Oheim, dem Baron, geschrieben und ihm einen so ausführlichen und detaillirten Bericht gegeben, wie es ihm möglich gewesen. Nachdem er gegangen, wandte sie sich wieder dem Bette ihrer kranken jungen Freundin zu und seufzte, sich zu Häupten desselben niederlassend:

„Wer mir nur sagen könnte, was klüger ist, mein Herz oder mein Kopf? Der Kopf sagt mir, er hat

recht, hat offenbar und sonnenklar recht! Und das Herz sagt mir, es ist alles ein wirrer, wüster Traum, ein Gewebe von Unsinn, aus dem wir eines Tages plötzlich erwachen werden! Wenn es dann nur für diese arme Hermine noch ein Erwachen gibt — wenn nur dann ihr Schlummer nicht so tief geworden ..."

Fräulein Weber stand auf, um den Gedanken, den sie nicht ausdenken mochte, von sich abzuschütteln. Es graute ihr. Es graute ihr bei all den Bildern, die sich ihrer Phantasie aufdrängten; und noch mehr graute ihr bei den wirren unverständlichen Worten, die Hermine eben still vor sich hinmurmelte. Sie stand auf, um die Lampe anzuzünden und die kühlende Medicin herbeizuholen, die sie der Kranken reichen mußte.

Funfzehntes Kapitel.

Auf Bellersheim.

Im nördlichen Deutschland bewegen sich die Jahreszeiten in einer angenehmen Abwechselung zwischen einem grauen und einem grünen Winter. Weder den hellen Frost und den klaren Schnee der kalten, noch den warmen Sonnenschein der südlichen Zone liebt hier die Natur; in träumerischer Unentschlossenheit, ob sie sich für ein gutes oder ein schlechtes Wetter entscheiden soll, hilft sie sich von einem Tage zum andern mit einem Zustande hin, der weder das eine noch das andere ist. Die Menschenkinder erfrieren dabei nicht, noch kommen sie vor Hitze dabei um; auch sind sie daran gewöhnt und finden sich ruhig darein, daß Gottes Sonne über Gerechte wie Ungerechte nicht scheint, und sind, wenn die perennirend den Himmel bedeckenden Wolken sich nur nicht in gar zu starken Niederschlägen auf ihre Köpfe ergießen, leidlich zufrieden. Zum Philosophiren,

zur norddeutschen Philosophie des Pessimismus ist solch ein Klima schon angelegt. Vielleicht auch zum Trinken, was denn ja auch ausreichend geschieht: allein —

Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein!

Für die Gegend, in welcher unser alter Freund, der Baron, hauste, war jedoch heuer ausnahmsweise einmal das Frühjahr mit Wärme und seltener Beständigkeit angebrochen. Auf den Berghängen, die gegen Norden das weite Thalgelände schützten, lagen zarte grüne Schimmer bis oben hinauf zu den alten Burgtrümmern, in deren Umfang die Wallfahrtskirche lag, in der der Oberst so schöne Wappen zu zeichnen fand. Die Lauchbüschel auf den Dachziegeln von Haus Bellersheim grünten unter warmen Sonnenstrahlen auf, und der alte Baum im Schloßhofe stand um acht Tage früher als hergebracht im vollen Laube.

Der Baron hatte denn auch bereits die Freude, mehrere seiner Freunde, auf die er ein Recht behauptete, wenigstens zweimal im Jahre sich ihrer zur Belebung seines einsamen Landhauses bemächtigen zu dürfen, bei sich zu sehen; der Geheimrath war da, nur auf zwei Tage, wie er laut betheuerte, und gekommen, um zu sehen, ob die alte Standuhr, das kostbare Rococomöbel

von feinster Boulearbeit, das er im vorigen Herbst in einem Winkel einer Vorrathskammer entdeckt und so glorreich wieder ins Gehen gebracht, noch in gutem Gange sei; und auch der wappenkundige Oberst a. D. war da, ebenfalls nur um für kurze Zeit vorzusprechen und eine Mappe mit kleinen Federzeichnungen von Denkmälern mit alten Ritterfiguren und heraldischen Leichensteinen, die er im vorigen Herbste zurückgelassen, abzuholen.

„Ihre Uhr, lieber Geheimrath“, hatte lachend der Baron gesagt, „steht so unbeweglich still wie nach Galilei die Sonnenscheibe. Da diese Ruhe aber schon am Tage nach Ihrer Abreise im vorigen Herbst eingetreten ist, so bin ich überzeugt, daß es nur die Trauer über Ihr Scheiden gewesen ist, was sie um alle Lebensfreude und die Lust, sich zu regen, gebracht hat. Erblickt sie Sie wieder, so wird sie zweifelsohne elektrisirt in ein fieberisch beschleunigtes Tick-Tack-Tempo gerathen — und ist dies nicht der Fall, so ist's ja auch kein Unglück, wir senden dann nach einem ordentlichen Uhrmacher. Unterdeß richten Sie sich nur auf einen Aufenthalt von drei Wochen ein, um ihren Gang gründlich beobachten und reguliren zu können. Der Oberst wird auch vom obersten Kriegsherrn von Bellersheim nicht eher von der Frühjahrsübung entlassen werden. Ich

habe für ihn einen ihm bisher verheimlichten Schrank ganz voll alter Stammbäume und Aufschwörungen in Reserve, und das wird ihn denn auch wol schon halten!“

Das gemüthliche Leben der alten befreundeten Herren mit jenem erheiternden Nichtsthun, welches, mit anscheinend eifriger Geschäftigkeit verbunden, so vergnüglich ist, hatte also wieder begonnen und war durch Besuche des Arztes und die kürzern der benachbarten Gutsfamilien abwechselungsreicher geworden. Nach zwei oder drei Tagen wieder zu scheiden, daran dachte auch niemand. Der Geheimrath schon nicht, weil er einem ausgezeichneten Bereicherungsstück für seine Sammlungen auf der Spur war; der Geistliche, welcher Sonntags auf Haus Bellersheim die Messe zu lesen kam, hatte ihm nämlich von einer kleinen in Holz geschnitzten Gruppe der Verkündigung erzählt, welche ein Wunder mittelalterlicher Kunstfertigkeit sein sollte und die er auf einem entfernt liegenden einsamen Bauerngehöft gesehen haben wollte. Bei näherer Nachforschung stellte sich jedoch heraus, daß sie längst fort, von einer sich verheirathenden Tochter mitgenommen sei auf das Gehöft des Schwiegervaters. Der Geheimrath aber ließ sich Mühe und Gänge darum nicht verdrießen, auch die Neckereien nicht, die ihm sein getäuschter Sammlereifer zuzog.

„Ich möchte sehen“, sagte er, als die Gesellschaft einmal wieder unter der Linde im Schloßhofe beim Kaffee saß, Pfeifen und Cigarren rauchend, und nachdem jeder glücklich seinen Scherz über des Geheimraths Passionen abgegeben hatte, „ich möchte sehen, wie kahl die Welt würde, wenn die Sammler nicht wären, um ihr die besten und schmückendsten Besitzthümer zu retten. Hätten Petrarca, Poggio und Aeneas Sylvius und sie alle nicht Codices gesammelt — was wüßten wir noch von den Alten! ...“

„Und ohne Lord Elgin, was wäre aus dem Parthenon geworden“, fiel kaustisch der Oberst ein.

„Ich behaupte nicht, daß der Sammlereifer so weit gehen soll, die Dinge, die nun einmal ihren ganzen Werth nur an ihrer richtigen Stelle haben, aus diesem ihrem eigentlichen Boden loszureißen; schöne alte Denkmäler, worauf betende Ritter oder Nonnen mit frommer Kunst ausgehauen sind, soll man nicht aus den alten Klosterhallen in moderne Museen schleppen, ebenso wenig wie man Sagen und Vorgeschichten sammeln und in dicken Büchern zusammengedruckt herausgeben soll — es wird einem nur ganz übel dabei zu Muthe, wenn solche Dinge einem schockweise beigebracht und in Scheffeln zugemessen werden, und man bewirkt durch eine solche Sammlerpassion, welche die Rettung der

alten Traditionen vorschützt, nichts als ihren Untergang."

„Das ist doch eine paradoxe Behauptung", meinte der Baron. „Die alten Traditionen verlieren sich mehr und mehr aus dem Volke. Wenn man sie nicht sammelt ..."

„So hält das Volk sie fest und bewahrt sie; wenn man sie ihm entreißt und aufgeputzt und stilisirt in sauberm Druck mit gelehrten Vorreden herausgibt, so vergißt es sie. Seitdem die prächtige Sage vom Fegfeuer unsers Landadels in mustergültige schöne Verse gebracht und gedruckt ist, kennt sie im Volke keine Seele mehr."

„Das hängt anders zusammen", rief hier der Arzt aus. „Seitdem unser Landadel so gar tugendhaft geworden ist, hat das Volk auch nicht das rachsüchtige Bedürfniß mehr, die Herren Junker im Geiste in den Klauen des Teufels und im Fegfeuer brennen zu sehen!"

„Möglich", sagte lächelnd der Geheimrath, „obwol unser guter Baron da doch nicht ganz sicher ist, für einige Jährchen auf die glühenden Bänke im Innern des Lutterberges zu kommen — und Sie, Oberst, Sie werden ganz gewiß einmal sehen, wie Ihnen dort eingeheizt wird!"

„Mir Unschuldigem?“

„Nun ja, Ihnen. Ueber Ihrem Haupte wird Ihnen da ein großer heraldischer Schild aufgehängt, von dessen Spitze nach jeder Minute ein glühender Feuertropfen auf Ihren Schädel fällt.“

„Aber um Gottes willen, um welches Verbrechens willen, das ich begangen hätte, soll ich so tückisch grausam bestraft werden?“

„Erstens“, fuhr der Geheimrath fort, „weil alle Genealogen Schelme sind, und zweitens, weil Sie über unsere Geschichte Ketzereien vorzubringen pflegen, für die Sie doch ohne Strafe davonzukommen selber nicht glauben werden! Denken Sie noch an all die Bosheiten, die Sie als Vertheidiger Wittekind's vorgebracht haben?“

„Ich würde nicht daran denken“, versetzte der Oberst lachend, „wenn ich nicht gehört hätte, daß ich Ihnen dadurch die Lust, das Thema zu bearbeiten und Ihrem Geschichtsverein die Wonne, Ihren Vortrag anzuhören, geraubt habe. Das hat mich denn allerdings schadenfroh lachen machen ...“

„Was wieder genügend Ihr schwarzes Herz und Ihre Reife für den Lutterberg beweist.“

„Einverstanden. Weshalb Sie aber unsern guten Baron hinsenden, ist mir dunkel.“

„Höchstens seine Köchin, würde ich zugestehen", fiel der Arzt hier ein, „weil sie euch alle hier mit ihren fetten Aalfricassées krank macht."

„Da die Köchin nicht zum Adel gehört, wird sie sich hoffentlich durch solche Drohung von Ihnen nicht abschrecken lassen, in diesem angenehmen Laster zu verharren", entgegnete mit seinem kaustischen Lächeln der Oberst; „hören wir den Geheimrath sich vertheidigen, der, weil er nicht zu unserer Kaste gehört und sich sicher weiß, so hübsche Plätze in der andern Welt an uns austheilt!"

„Dem Baron", antwortete der Geheimrath lächelnd, „brauche ich nichts darüber zu sagen, der steht mit der andern Welt jetzt schon in genauerer Verbindung als wir alle!"

Der Baron machte zu diesem Scherze ein etwas ernstes Gesicht, der Oberst warf ihm einen Seitenblick zu, wie um zu erspähen, wie der Scherz von ihm aufgenommen werde, der Arzt fragte: „Wie ist das zu verstehen?" — und der Geheimrath, der wahrnahm, daß für seinen Gastfreund die wunderlichen Erscheinungen von vor mehr als Jahresfrist doch noch ein zu ernstes Thema seien, um scherzhafte Anspielungen darauf angenehm zu finden, hatte die Geistesgegenwart, seine Indiscretion zu verdecken, indem er dem Arzt antwortete:

„Wie das zu verstehen ist? Das ist für einen Heiden wie Sie gar nicht zu verstehen.“

Des Arztes Interesse an seiner vorhergehenden Frage war nicht lebhaft genug, daß er auf eine andere Antwort gedrungen hätte, und man plauderte harmlos weiter. Als nach längerer Zeit der Baron sich erhob, um im Hause einige Anordnungen zu treffen, folgte ihm der Geheimrath und sagte neben ihm dem Portal zuschreitend:

„Ich bin Ihnen wol indiscret vorgekommen vorhin? Ich dachte, die Sache, die mir plötzlich wieder einfiel, sei durch die Länge der Zeit bei Ihnen wieder so verblaßt und so sehr zur objectiven Merkwürdigkeit geworden, daß ein Scherz darüber Sie nicht mehr unangenehm berührte.“

„Das ist auch nicht just der Fall“, erwiderte der Baron, „wenn ich auch nicht gerade behaglich finde, daß vor fremden Menschen davon geredet werde. Was das Verblassen angeht, so hat das übrigens nicht so ganz stattfinden können, wie es von Ihnen angenommen wird. Ich bin nämlich an jene auffallenden Vorgänge unlängst in seltsamer Weise erinnert worden ...“

„Ah — Sie haben nicht von neuem ...?“

„Durchaus nicht! Nichts dergleichen. Aber unser guter Vicar hat Ihnen von einem einsamen Bauerngehöfte gesprochen, in welchem er die geschnitzte Verkündigung

gefunden hat, die Ihren Spüreifer und Ihre Sammlerleidenschaft so erregte ..."

„Nun ja — von dem jedoch die kleine Gruppe längst verschwunden ist, wie wir ermittelt haben."

„Lassen Sie sich dennoch den Weg dahin einmal selbst zu machen nicht verdrießen. Ich möchte Sie darum bitten. Auf dem Hofe hat man nämlich dem Vicar, als ihn unlängst ein Berufsgeschäft dahin geführt, von einem wunderlichen Gast erzählt, der da ganz im stillen längere Zeit, mehrere Wochen scheint es, sich eingemiethet gehabt und vor aller Welt verborgen gehalten hat. Der Vicar hat neugierig nach ihm geforscht, und dann mir Dinge über diesen seltsamen, fremden Gast mitgetheilt, welche mich plötzlich auf den Gedanken gebracht haben — am Ende hast du nichts weniger als einen Geist gesehen, sondern einen Menschen von Fleisch und Blut, diesen hagern, gelben, steifen Gast im grauen Mantel, dies Original, von dem die Bauersleute dem Vicar erzählt haben."

„Das wäre in der That merkwürdig!" rief der Geheimrath aus. „Sie haben noch nicht weiter nach ihm geforscht?"

„Nein. Offen gesagt, die Angelegenheit blieb mir unbehaglich — beunruhigend — ich zog vor, sie, da sie mich in Ruhe ließ, ebenfalls auf sich beruhen zu

lassen; wenn Sie jedoch Lust haben, sie, in discreter Weise natürlich, weiter zu ergründen, so habe ich nichts dawider — ich möchte Sie sogar darum bitten! Theilen Sie mir dann mit, was Sie ermitteln!"

Der Geheimrath nickte dazu und kehrte, während der Baron ins Innere des Hauses ging, gedankenvoll zu der Gesellschaft unter der Linde zurück.

Am andern Morgen erklärte er beim Frühstück, die Angelegenheit mit der geschnitzten Verkündigungsgruppe ließe ihm keine Ruhe, er wolle selber den Weg zu dem entlegenen Hofe, wo man sie ihm verschaffen wollen, darum machen, und gleich nachher zog er, von einem von des Barons Hunden und einem Stallburschen als Führer begleitet, seinen auch als Pfeifenrohr verwendbaren Stock in der Hand, seinen auf ein Minimum von Volumen reducirbaren Regenschirm in der Rocktasche — es waren das beide seine eigenen ungeheuer praktischen Erfindungen — von Haus Bellersheim aus.

Der Oberst a. D. blickte ihm verschmitzt lächelnd nach und ging in sein Zimmer, um eine lustige Caricatur zu zeichnen, worauf der Geheimrath zu sehen war, wie er flehentlich bittend die Hände zu seiner hoch oben in den Wolken befindlichen Verkündigungsgruppe erhob, während ein Engel, mit einem spöttischen Hinabsehen auf ihn, die Madonna unter den Arm faßte und ihr

zur Flucht vor dem unglücklichen Sammler auf eine noch höhere, von Bauern herangeschobene Wolkenschicht verhalf. Das alles war dann noch hübsch umgeben von herumflatternden Engelein aus einem unzurechnungsfähigen Lebensalter, die muthwillig den Geheimrath mit jener Geberde verhöhnten, bei welcher die Nasenspitze und gespreizte Finger zu so verständlichen Dolmetschern der — verstimmenden Absicht werden. Excelsior! schrieb der spottsüchtige Oberst darunter, und wenn es auch nicht viel Witz hatte, so machte es seinen Erfinder selbst doch, während er es mit seinem außerordentlichen Talent sauber ausführte, recht herzlich lachen.

In nicht so heiterer und unbefangener Stimmung wartete der Baron die Rückkehr des Geheimraths ab. Die Mittheilung des Vicars hatte ihn sehr betroffen gemacht und den Wunsch in ihm erweckt, der Sache auf den Grund zu blicken, einen Wunsch, den er sich selber doch nicht klar aussprach. Den Vicar aber mit Nachforschungen zu beauftragen, hatte ihm vollends widerstanden. Seine innere Scheu, mit kaltblütiger Kritik seinen Erlebnissen ins Auge zu blicken und am Ende als Hintergrund derselben etwas für ihn Verhängnißvolles oder Erschreckendes zu entdecken, war mit dem Gedanken, daß der Vicar indiscret sein und von der Sache reden könne, nur noch stärker in ihm geworden. Jetzt, dem alten Freunde

gegenüber, der ja doch eingeweiht war, hatte er sich ausgesprochen und nun brachte er in einer großen Spannung und allein in seinem Zimmer die Stunden des Morgens zu, während jener abwesend war.

Zum guten Glücke sollte der Morgen nicht vorübergehen, ohne ihm eine Ablenkung von seinen ernsten Gedanken zu bringen, die ihn alles Unheimliche in der Welt und alle Schrecken des Jenseits für den Augenblick vergessen ließ. Kurz vor der Tafelstunde kam ein Wagen mit Gästen auf den Hof gerollt, und aus diesem Wagen stiegen niemand anders heraus als Bertha Merk, Frau Bertha Frank jetzt, und ihr Gatte, der würdige junge Themispriester Otto Frank, der es bis zum Staatsanwaltsvertreter gebracht hatte, und kam, seine Gattin dem Baron zu dem Frühjahrsbesuche zuzuführen, der längst versprochen war und zu dem der junge Gatte großmüthig einen vierzehntägigen Urlaub ertheilt hatte. Der Baron war voll Freude, seine Mündel, wie er sie nannte, seinen Liebling als blühende, zufriedene, mit ruhiger Zuversicht ins Leben schauende Frau zu sehen, und hatte so viel mit ihr zu reden und mit Otto über seine Stellung und seine Vorgesetzten und seine Verhältnisse in der Stadt zu erörtern, daß er darüber wenig mehr an den Geheimrath dachte, der erst zu den letzten Gängen des Mahles mit schweißtriefender Stirn und staubbedeckt

wieder eintraf. Natürlich ohne seine Gruppe, wie der Oberst constatirte, um ihm dann als Ersatz ein wundervolles Kunstwerk anderer Art, das er unterdeß für ihn componirt und fix und fertig zu Stande gebracht, zu versprechen. Der Geheimrath nahm das alles und die Caricatur selbst, als sie zum Dessert vom Obersten herbeigebracht wurde, mit außergewöhnlicher Ruhe und Einsilbigkeit auf. Er mußte wol von den Ergebnissen seiner Fußwanderung so schweigsam geworden sein; und ungeduldig, daß sie durch Bertha's Ankunft für den Baron in den Hintergrund gedrängt schienen, nahm er diesen nach dem Kaffee zur Seite und sagte ihm:

„Wandeln Sie mit mir einmal den Garten hinab, ich muß Ihnen doch sagen, was ich herausgebracht habe!“

„Gewiß“, versetzte der Baron, ihm folgend. „Erzählen Sie — was haben Sie gehört und ermittelt?“

„Ich habe die Bauersleute anfangs so verstockt und argwöhnisch gefunden, wie diese Rasse gegen einen hochdeutsch redenden Menschen nur sein kann; Talleyrand's Wort, man hat die Sprache, um seine Gedanken zu verbergen, nehmen sie einfacher als: man hat den Mund, um zu verschweigen, was ein Fremder gern wissen möchte. Nach und nach habe ich doch den alten Bauer zum Aufthauen gebracht, indem ich mit ihm auf die

Obrigkeit, die Güterschlächter, die Fabriken, die ihm seine Knechte und Mägde weglocken, die Richtung der Kreischausseen, die seinen Hof nicht berühren, und auf alles Mögliche geschimpft habe — meine allgemeine Unzufriedenheit mit dem Weltlauf rührte sein gallichtes und vollständig pessimistisches Herz. So stand er mir denn endlich Rede und Antwort über den Gast, den er vor mehr als Jahresfrist beherbergt; das sei ein Verrückter gewesen, sagte er, der wol an dem Wahnsinn gelitten, daß er verfolgt werde; er habe früher einen Vetter gehabt, der auch an dieser Art von Verrücktheit gelitten und im Narrenhause gestorben sei. Denn sonst habe er sich nicht erklären können, was den wunderlichen Menschen eigentlich zu ihm geführt habe; die hintere Stube, die Aufkammer mit dem Alkoven habe er ihm abgemiethet und sich das Essen da hinaufbringen lassen, und den Tag über habe er sich da stillgehalten und gelesen oder geschrieben und immer wieder den Bauersleuten eingeschärft, daß man niemand von seiner Anwesenheit sagen solle; er habe Feinde, die ihn verfolgten; und ein anderes mal habe er gesagt, er habe wider die Regierung geschrieben und müsse sich deshalb verbergen, und was solch unbestimmten Redens mehr gewesen. So habe man ihn denn auch still gewähren lassen, auf seiner Kammer sitzen oder auch ausgehen, und dann sei

er immer stundenlang ausgeblieben, wol planlos in den Wäldern herumgelaufen. Sonst ganz still und vernünftig, und was er geredet, sei ganz verständig gewesen. Sachen habe er wenig gehabt, eine Reisetasche mit Wäsche, die ihm ein Junge aus der Nachbarschaft getragen, als er gekommen. Zwei Wochen lang, vielleicht auch bis in die dritte, sei er geblieben, und dann sei er eines Tages nach dem Mittagessen ausgegangen und den Abend nicht heimgekommen, auch den andern Morgen, den andern Tag nicht, er sei gar nicht zurückgekommen. Seine Sachen lägen noch da, es könne sie haben, wer das Kostgeld bezahle, das er, obwol er sonst mit Geld zureichend versehen geschienen, schuldig geblieben. Da das Kostgeld, das der Bauer nannte, eine sehr geringe Summe betrug, habe ich sie ihm sofort verabfolgt und die Sachen wird Ihnen am Abend ein Knecht hierher bringen."

„So können wir ja in ihnen nach Namen und Herkunft der seltsamen Persönlichkeit forschen", entgegnete der Baron; „aber sagen Sie mir, ob Sie auf Andeutungen gestoßen sind, die unsern Verdacht bestätigen könnten?"

„Auf nichts weiter, als daß allerdings die äußere Erscheinung des Mannes, sein Aussehen und seine Kleidung wunderlich mit Ihrem Waldgespenst übereinstimmt.

Und ferner war es mir auffällig, daß, als der Bauer mir seinen Gast beschrieb, er hinzusetzte: er habe vorzugsweise gern von unheimlichen Geschichten, wie sie unter dem Landvolke im Schwange sind, geredet, sich ihrer viele erzählen lassen und davon, daß hierzulande noch ein kindlicher Glaube an das alles herrsche, sich oft versichern lassen."

„Dann ist es ja gerade, als ob dieser verrückte Mensch sich es zur Aufgabe gemacht, für solchen Glauben Propaganda zu machen mit seinen Erscheinungen bei mir — wenn anders diese wirklich mit ihm in Verbindung zu bringen sind!"

„Ich bin doch dazu nach allem, was ich gehört habe, sehr geneigt", antwortete der Geheimrath. „Erklärt ist damit freilich nur die Hälfte; hoffen wir, daß über den Rest sich Andeutungen finden in dem Nachlaß, den wir ja zu prüfen erhalten werden. Ist Ihnen je der Name Branco zu Gehör gekommen?"

„Branco?" sagte der Baron kopfschüttelnd. „Nein. Weshalb?"

„Er hat dem Bauer diesen Namen angegeben."

„Branco! Nicht deutsch und nicht recht ausländisch! Ich weiß in der That nichts damit zu machen!" — —

Wie alle Dinge, welche man gespannt erwartet, kamen die vom Bauer versprochenen Sachen des Fremden nicht

zur bestimmten Stunde an, sondern erst am folgenden Abend, wo der Knecht, der sie abliefern sollte, das Herüberbringen derselben mit einem Gange nach des Barons unfern liegender Wassermühle hatte combiniren können. Man fand in dem abgelieferten Reisesack einen kleinen Vorrath feiner Wäsche, einige deutsche und englische Bücher und eine kleine Schreibmappe mit mehrern beschriebenen Blättern. Es waren Notizen verschiedener Art, so wie sie jemand, der seinem Gedächtniß zu mistrauen beginnt, sich macht, darauf geschrieben; auf Reisen, die weit umhergeführt haben mußten, gemachte Ausgaben eingetragen — es waren dabei Orte in Nord- und Mitteldeutschland, Böhmen, Schlesien, sehr oft Prag genannt — und allerlei Bemerkungen und Erfahrungen, welche bewiesen, daß man es mit einem Techniker zu thun hatte, der namentlich sich mit Metallurgie beschäftigte.

„Aus all diesem Geschreibsel erfahren wir weniger als aus der Schrift des Mannes selber“, sagte der Geheimrath kopfschüttelnd.

„Was sagt Ihnen die Schrift denn?“ fragte der Baron.

„Daß der Mann, der diese Hand hatte“, versetzte der Geheimrath, welcher sich auf seine Schriftdeutung viel zugute that, „daß der Mann vom Schicksal bestimmt ist, sein Leben lang nicht auf einen grünen Zweig zu

kommen. Sehen Sie, wie lang hingestreckt, fast dem Umfallen nahe, die Buchstaben liegen? Das deutet auf eine Charakterschwäche, die völlig unfähig ist, mit zäher Kraft zu widerstehen, mit fester Beharrlichkeit zu Zielen zu gelangen, die nur Willenskraft erreicht; die kleinen Buchstaben schießen so unstet und wirr in verschiedensten Richtungen durcheinander, wie, deß bin ich überzeugt, die verschiedensten Velleitäten und Einfälle im Kopfe des Mannes ..."

Der Baron lächelte zu diesen Ausführungen des Geheimraths, dann warf er ein: „Und deutet in dieser Handschrift etwas auf Verrücktheit nach Ihrem System? Auf den Verfolgungswahnsinn, von dem der Bauer geredet hat?"

„Sehr viel. Diese wie Raketen in die Luft fahrenden und hoch über den Zeilen zerplatzenden Schnörkel macht kein gesunder Kopf, kein verständig an sich haltender Mensch; und dann ist auch das Charakteristische für die Handschrift gestörter Köpfe da ..."

„Und was ist das?"

„Das ist diese Art, die Worte in ihre Buchstabenbestandtheile aufgelöst zu schreiben, sie bald nervös zu kritzeln, wie eine Dornenhecke dicht durcheinanderzuschieben, bald ohne Verbindungsstrich untereinander zu lassen und zu trennen, sodaß die einzelnen Buchstaben unge-

sellig und verdrossen nebeneinanderstehen, als ob sie sich in ihrer Feindseligkeit nicht die Hand geben wollten. Ein verständiger Mensch läßt sie miteinander verbunden sich zum Organismus des Wortes die Hand geben, ineinander übergehen."

„Ihre Schriftkunde in Ehren", rief hier der Baron, der mit den Augen den Zeilen eines der beschriebenen Notizblätter gefolgt war, aus, „hier finde ich eine Notiz, die uns doch mehr sagt als alle diese Ihre Deutungen. Sehen Sie hier!"

Der Geheimrath las die Stelle, auf welche der Baron mit dem Finger deutete, und fand die flüchtig eingeschriebenen Worte:

> „Geschäftsführer seit dem Jahre 1852. Damals ohne Vermögen. Jetzt wohlhabend, hierzulande reich genannt. Wodurch? Der Baron vertraut ihm alles. Kann thun, was ihm gut dünkt. Mein Bauer sagt —"

Hier hörte die Aufzeichnung auf, statt weiterer Worte folgten auf dem Reste des Papierblattes allerlei gemalte Buchstaben, wie sie ein in Sinnen und Träumen verfallender Mensch macht, große B, große M und allerlei Schnörkeleien.

Der Geheimrath schlug kopfschüttelnd das Blatt um

und nun fand sich auf der Rückseite gar etwas wie eine Skizze vom Grundrisse eines Gebäudes.

„Das scheint ja nichts anderes“, rief der Baron aus, „als ein ungefährer Grundriß von Bellersheim — sehen Sie hier diese Galerie mit der Wendelstiege am Ende, die nach außen führt — hier die Communication mit meinen Zimmern — hier der alte Bibliotheksaal mit dem Kamin ...“

„Sie haben recht“, fiel der Geheimrath betroffen ein, „es ist das ein Stück von Haus Bellersheim, wie jemand, der es einmal durchschritten hat, es sich ungefähr aus der Erinnerung aufzeichnen kann ...“

Die beiden alten Herren sahen sich mit sehr überraschten Mienen an.

„Ueber Ihren grauen Waldgänger brauchen wir jetzt keinen Zweifel mehr zu hegen“, sagte dann der Geheimrath.

„In der That kaum“, versetzte der Baron. „Aber ich gestehe Ihnen, daß dies alles mich doch so betroffen macht, daß ich mich wahrhaftig nach einem Menschen sehnen könnte, der mir sonst nicht just zu sympathisch ist, um mir bei der Deutung von dem allen, bei der Erklärung, was nur dieser Branco — so nannten Sie ihn ja wol — eigentlich gewollt hat, beizustehen!“

„Und wer ist das, dieser Mensch, nach dem Sie sich sehnen?“

„Spesser.“

„Spesser? Weiß der mehr als wir andern?“

„Er combinirt schlauer, und wo er nichts weiß, da spürt er. Sie glauben nicht, welche Combinationen er damals, als Bertha ihr Haus nicht verlassen mochte, daran zu knüpfen verstand.“

„Waren sie richtig?“

„Nein — aber ...“

„Nun, so sehnen wir uns nicht nach ihm, er ist ein unangenehmer Gesell.“

„Wohl wahr; wir stoßen hier jedoch auf einen offenbaren Zusammenhang zwischen meinen Erscheinungen und dem Merk'schen Hause. Denn was in jenen Worten da gesagt ist, bezieht sich doch offenbar auf Gottfried Merk, meinen Geschäftsführer! Und da wünscht' ich mir denn doch in der That jemand, der scharfsichtiger ist als ich, zur Erklärung herbei!“

„Wollen Sie mit Bertha darüber reden?“

Der Baron schüttelte den Kopf.

„Sie müßten ihr dann gestehen, daß Sie sich durch Geistererscheinungen haben in Schrecken jagen lassen“, fuhr lächelnd der Geheimrath fort.

„Lassen wir uns vorläufig an der Feststellung ge-

nügen, daß es nun am Ende doch keine waren, sondern daß ich thöricht und dumm mich habe täuschen lassen", sagte der Baron sich abwendend.

„Freilich, schade darum. Es ist immer verdrießlich, wenn man um eine gute Gespenstergeschichte durch solch eine banale natürliche Erklärung kommt."

„Das ist es. Und im übrigen wollen wir abwarten, ob uns mit der Zeit die weitere Erklärung gegeben wird, was dieser fremde Mensch, dieser Branco nur wollte. Lassen Sie seine Sachen in die alte Archivkammer bringen und da verschließen. Wollen Sie?"

Der Geheimrath übernahm das zu besorgen, und der Baron ging, um im Geplauder mit seinen Gästen zu vergessen, was die gemachten Entdeckungen Erregendes und Störendes für ihn haben konnten. Aber ach — sie sollten nur zu bald in noch ganz anderer Weise seinen Frieden stören!

Sechzehntes Kapitel.

Derschau's Brief.

Man kann störende und unbehagliche Dinge auf verschiedene Weise von sich abthun, und sich vor manchen durch ein glückliches Vergessen retten. Die meisten haben nur die unangenehme Eigenschaft, daß sie, jung zur Thür hinausgeworfen, als großgewachsene zudringliche Sorgen zum Fenster wieder hereinsteigen. Das sollte leider in vollem Maße auch der Baron erfahren. Mit einer seltsamen Hartnäckigkeit drangen schon in den nächsten Tagen die Sorgen, Sorgen peinigendster und aufregendster Art, in sein friedliches, von störenden Dingen so lange wie gefeites Heim, seine „Herberge der Gerechtigkeit", in der eine so lange Reihe von Jahren hindurch er an jedem Abend sein würdiges Haupt hatte mit dem ruhigsten Gewissen von der Welt auf sein Kopfkissen legen können.

Es war zuerst ein dicker Brief, der ihm aus Rom

gesandt wurde, welcher diesen beneidenswerthen Zustand der Dinge änderte.

Dieser Brief kam von Derschau.

Er enthielt Nachrichten, welche den Baron wie ein Schlag trafen. Ein Mord war im Hause seines ehemaligen Geschäftsführers entdeckt; der Ermordete konnte niemand anders sein als ein Mann, der die Gewißheit zu haben glaubte, daß der alte Vorndorf ihm seine Erbschaft zugewendet habe und daß sie ihm ungerechterweise entzogen sei. Mein Gott, da war ja die vollste Aufklärung über den räthselhaften Menschen, mit dessen Papieren der Baron sich vor so kurzer Zeit noch beschäftigt hatte, dessen Zweck und Absicht bei seinem spukhaften Auftauchen vor dem Schloßherrn von Bellersheim so dunkel gewesen und jetzt ein so plötzliches erschreckendes Licht erhielt!

Und ermordet — im Hause Gottfried Merk's sollte dieser unglückliche Fremde ermordet sein? Derschau versicherte, seine Leiche sei dort gefunden — die Leiche eines Erschlagenen! Das wußte Derschau dort, dort in Rom, während er, der Baron, wenige Stunden von der Stätte entfernt, von solch furchtbarer Thatsache keine Ahnung hatte? Wie war das möglich? Ah — durch Spesser, durch diesen dämonischen Menschen, der durch den Erdboden, durch die Narbe des grünen

Rasens, über den er fortschritt, hindurch darunter verborgene ungeheuerliche Dinge und Schauerthaten zu erblicken schien — durch diesen Spesser!

Und dann kam, was nicht weniger erschreckend: an der That mußte Rudolf Merk wenigstens Mitschuldiger sein, wenn nicht der Hauptschuldige; er hatte eingestandenermaßen sein Vaterhaus angezündet und niederbrennen machen; er hatte in Rom die Tochter des Erschlagenen, ein Fräulein Branco, in sein Netz gezogen, umworben, sich als ihr Bräutigam gerirt — dann aber, als er die Ahnung bekommen, daß er von Spesser durchschaut sei, war er auf- und davongegangen — Spesser aber war mit ihm verschwunden und es drängte sich nur zu natürlich der Gedanke auf, daß er um seiner eigenen Sicherheit willen dem Eingeweihten, dem, der sein Verbrechen entdeckt, ebenfalls ein gewaltsames Ende bereitet habe.

Es war in der That zu stark, zu viel — sollte man das alles für ein Märchen, für eine Träumerei eines boshaften Menschen halten oder für Ernst? Hätte Spesser es geschrieben, der Baron würde versucht gewesen sein, ihn auszulachen — aber Derschau? Der kühl urtheilende, ruhige, seine Worte wohl abwägende Derschau?

Der Baron sank wie niedergeschmettert in seinen

Sessel zurück, als er mit der zitternden Rechten den Brief auf seinen Schreibtisch gelegt, und bedurfte langer Zeit, sich zu fassen. Er fühlte sich völlig hülflos bei so schrecklichen Dingen. Was sollte er thun, um Bertha aus einer Katastrophe zu retten, die diese unglücklichen Merks bedrohte, um sich selber vor dem Vorwurf zu retten, er habe den Grund zu dem allen durch eine unrechtmäßige Handlung, durch eine Unterschlagung einer Erbschaft gelegt? Er, der sich doch so unschuldig fühlte wie ein Kind! Er hätte auf- und davongehen und in die weite Welt sich retten mögen vor dieser erschrecklichen Geschichte. Aber was konnte ihm die Flucht helfen — er fühlte, daß er keine ruhige Nacht mehr haben würde, nachdem das Schicksal, das ihn bisher so friedlich und ungeprüft seine Tage abspinnen lassen, ihn jetzt am Ende seiner Laufbahn in einen solchen Wirbelsturm schreckhafter Ereignisse gerissen!

Er ließ nach einer Weile seine beiden alten Freunde bitten, zu ihm zu kommen; der Oberst und der Geheimrath traten zur selben Zeit bei ihm ein, eben von einem Spaziergang heimkehrend, auf dem sie sich zur Abwechselung einmal über Tristram Shandy gestritten hatten, den der Geheimrath bewunderte und der Oberst die langweiligste, gezierteste und unnatürlichste aller Abschilderungen des Menschenlebens nannte. Sie ver-

gaßen jedoch beide Tristram Shandy und alle seine Digressionen beim ersten Blick in des Barons bleiche, gespannte Züge.

„Wahrhaftig, Baron, Sie haben eben wieder einen Geist gesehen!“ rief der Oberst aus. „Was ist vorgefallen?“

„Mir sind eben meine Geistererscheinungen aufgeklärt worden“, sagte der Baron, „aber in einer Weise, daß ich wahrhaftig einen guten Gespensterspuk zu sehen vorzöge! Da, lesen Sie“, fuhr er fort, Derschau's Brief dem Geheimrath reichend, „lesen Sie von Anfang bis zu Ende, was dieser Derschau mir da schreibt!“

Der Geheimrath las und der Oberst blickte ihm über die Schulter, um das inhaltsvolle Papier alsdann an sich zu nehmen und noch einmal zu lesen; beide blickten dann den Baron mit einer Betroffenheit an, welche der Widerschein seiner eigenen bestürzten Miene war.

„Das ist mehr als unglaublich!“ rief der Oberst aus.

„Und deshalb nichts zu thun“, sagte nach einer Pause der Geheimrath, „als zunächst zu untersuchen, ob die Thatsache, das Auffinden einer Leiche, die doch nicht hätte geheimbleiben können, nicht eine reine Hallucination dieses Spesser ist!“

„Halten Sie das für möglich?“ fiel der Baron aufathmend und wie erleichtert ein.

„Eher für möglich, als daß so entsetzliche Dinge von Rudolf Merk begangen seien.“

Damit war auch der Oberst einverstanden.

„Daß Rudolf Merk ein so schrecklicher Verbrecher, ein so verhärteter Bösewicht sein sollte, ist ja der reine Wahnsinn zu glauben“, brach der Oberst aus. „Wenn man lange lebt und wenn man dahin gekommen ist, über nichts mehr zu erstaunen, mag man das Wort „unmöglich“ nicht gern mehr anwenden, aber hier sage ich es mit voller Ueberzeugung.“

„Aber Sie lesen ja“, sagte der Baron kopfschüttelnd, „daß er die Brandstiftung eingestanden hat; und wie er der Bräutigam eines Mädchens werden mag, deren Vater eben . . .“

„Von ihm ermordet sein soll? Just deshalb ist das letztere, daß Rudolf der Mörder, unmöglich!“

„Was Rudolf's Vater — was Gottfried Merk angeht“, sagte halblaut der Baron, „wäre es doch noch wahnsinniger, ihn zum Mörder machen zu wollen!“

„Aber weshalb hütete Bertha Merk mit solch wunderlichem Starrsinn ihr Haus?“ fragte beklommen der Geheimrath.

Es war schwer, darauf eine Antwort zu geben, in dieser Thatsache etwas anderes zu sehen als eine beängstigende Bestätigung der Angaben und Behauptungen Derschau's. Auch gab keiner von allen Dreien eine Antwort darauf. Der Oberst wagte sich endlich nur mit der Meinung heraus, „es werde am besten sein, dies alles nicht Bertha vorzuenthalten und sie mit der Andeutung, es habe sich ein seltsamer Verdacht wider ihren Bruder erhoben, geradezu nach dem eigentlichen Grunde ihrer einstigen Motive bei dem beharrlichen Hüten ihres Hauses zu fragen. Einmal", meinte er, „müsse doch Licht werden über die Sache, und was man dazu thue und anwende, um sich gründlich Licht zu verschaffen, würde sich vor Bertha ohnehin nicht verbergen lassen".

„Gewiß muß Licht werden", versetzte der Geheimrath, „aber der erste Schritt, auch noch bevor man Bertha in Noth und Schrecken setzt, muß die Feststellung der Hauptthatsache sein, welche Derschau behauptet. Ich, in der Stelle des Barons, würde noch heute hinüberfahren zum Bürgermeister oder wer sonst der Polizei in der Gegend vorsteht, und constatiren lassen, ob es sich wirklich um eine Leiche handelt, die in dem durch Feuer zerstörten Hause gefunden ist, ohne daß irgendjemand das Geringste davon ahnt — irgend=

jemand außer ein paar Leuten — in Rom! Das muß zuerst doch festgestellt werden, und dies nun auch ohne Verzug und ohne Rücksichten, ohne etwas der Welt verbergen zu wollen. Wenn solche Anklagen wie diese hier gegen Rudolf Merk erhoben werden, so ist das alleroffenste Handeln geboten."

Der Oberst stimmte dem bei, und der Baron begriff sehr wohl, daß auch er um seiner eigenen Verflechtung in die Sache willen eine die Oeffentlichkeit nicht scheuende Untersuchung verlangen müsse; und so wurde beschlossen, die Fahrt nach dem Flecken zu machen, in dessen Nähe das Merk'sche Besitzthum lag. Der Geheimrath und der Oberst waren sofort einverstanden, den Baron dahin zu begleiten. Der Baron ließ deshalb einen Wagen anspannen, und bevor eine halbe Stunde verflossen, saßen die drei alten Herren in dem leichten offenen Gefährt und rollten über die Brücke von Haus Bellersheim.

Als sie es dann im Rücken hatten und draußen auf dem freien Felde waren, sahen sie einen Reiter vor sich auftauchen, der sich beim Näherkommen als ein Bestandtheil der bewaffneten Macht entwickelte; man sah die Sonne in einer Pickelhaubenspitze blinken, und unter ihr, als sie näher und näher kam, entdeckte

man endlich die verschmitzte Physiognomie Kürbißer's, des Gensdarmen.

Er hielt neben dem Wagen des Barons, legte die Finger an die Pickelhaube und sagte:

„Ich bin an den Herrn Baron abgeschickt — mit einer Meldung ...“

„Sie an mich, Kürbißer? Mit einer Meldung? Von wem?“ fragte der Baron.

„Von der Gerichtscommission —“

„Gerichtscommission — welcher Gerichtscommission?“

„Einem Herrn Untersuchungsrichter aus der Stadt“, fuhr der Gensdarm fort; „er ist am gestrigen Abend mit einem Arzt und einem Protokollführer eingetroffen — die Herren haben am Vormittag amtirt und instruirt und wollen am heutigen Nachmittag dem Herrn Baron einen Besuch machen; ich bin voraufgesandt, sie anzukündigen.“

Der Baron hatte bei dieser Mittheilung ein wenig erschrocken seine Begleiter angesehen.

„Wahrhaftig, die Todten reiten schnell!“ sagte er.

Der Geheimrath und der Oberst verlangten erregt weitere Auskunft, aber Kürbißer schien auf die Fragen, die auf ihn einstürmten, gefaßt; er mochte es dienstgemäß halten, so unbestimmt wie möglich darauf zu antworten. Nur wenn der Oberst das Wort an

ihn richtete, war die Angewöhnung des militärischen Respects groß genug, um ihm eine directe Antwort abzugewinnen. Daraus erhellte aber nur, daß es war, wie alle fürchteten: die Untersuchung hatte sich am Morgen mit dem Merk'schen Hause beschäftigt, und sodann hatte man den Gärtner Friedrich verhört und — in Haft genommen.

Der Baron ließ unverzüglich wenden, um nach Bellersheim zurückzukehren und dort die weitere Entwickelung eines Verfahrens, zu dem er die Initiative geben wollen, und das sich nun zu seinem Schrecken schon in bestem Gange zeigte, abzuwarten. Kürbißer folgte dem Wagen.

„Es scheint, wir selbst sind nicht mehr unverdächtig und bleiben unter polizeilicher Escorte", sagte der Baron kopfschüttelnd.

„Weshalb folgen Sie uns, Gensdarm?" fragte der Oberst.

„Der Herr Untersuchungsrichter haben es so befohlen, ich soll ihnen auf Haus Bellersheim zur Hand sein, Herr Oberst", antwortete Kürbißer.

„Sehen Sie", sagte der Baron, „es fehlt nur noch Spesser, uns alle in die Sache aufs gründlichste hineinzucombiniren!"

Sobald der Baron sein Haus wieder betreten

hatte, eilte er, mit Bertha zu sprechen. Es war anzunehmen, daß der Untersuchungsrichter hauptsächlich sie zu verhören kam, und so mußte das Eis bei ihr gebrochen werden, um sie wenigstens vorzubereiten — es war jetzt keine Schonung mehr möglich.

Bertha war, als der Baron ungewöhnlich rasch in ihr sonniges Eckzimmer trat, nichts ahnend eben mit einem Briefe an ihren Mann beschäftigt. Der Baron legte die Hand auf ihre Schulter, warf einen Blick auf das Blatt und sagte:

„Sie schreiben an Frank, Bertha — recht so, daß Sie an ihn denken, ihn, dem jetzt Sie und Ihr Leben gehören. Es mag mitunter von den Frauen als ein Unglück empfunden werden, daß durch die Ehe ihr Leben in zwei Hälften auseinandergebrochen wird, daß sie zwei getrennte und gesonderte Leben zu führen haben, eins, das ihrem Vaterhause, und dem, was sie als junge Mädchen umgab, gehört; und eins, das dem Manne und seiner oft so ganz verschiedenen Existenz mit ganz verschiedener Denkart, verschiedenen Sitten gehört. Mitunter ist's aber doch ein Glück! Wie mancher Mann sehnt sich danach, ein zweites Leben beginnen zu können. Wie mancher fände eine Rettung darin! Aber ihm ist's nicht gegeben. Er kann es nicht. Seine Existenz ist eine Kette von Tagen,

von denen einer durch die Consequenzen des vorherigen bestimmt wird. Diese Kette kann von ihm nicht zerrissen werden. Einen großen Strich unter eine Lebensepoche machen, ein zweites Leben beginnen, wie ein Schriftsteller ein neues Werk, statt eines verfehlten Romans einen zweiten bessern — wer kann das? Wir Männer leben uns alle nur durch weitere Kapitel eines und desselben Romans hindurch. Die Frauen aber ...“

„Die Frauen“, fiel Bertha ihm ins Wort, „sind glücklicher, wenn sie heirathen und nun, um einem von den eigensinnigen herrschsüchtigen Männern zu genügen, einen Strich durch ihre Vergangenheit machen, ihre eigene Existenz aufgeben, ihr eigenes Urtheil fahren lassen, ihren eigenen Neigungen Adieu sagen? Wollen Sie das sagen, Baron?“

„Sie sind glücklich, will ich nur sagen, weil sie mit dem Manne ganz in dessen Lebensschiff eingetreten sind und nun mit ruhiger Seele zusehen können, wenn das Schiff, das sie verlassen haben, ein Spiel der Elemente wird — wenn Stürme über ihm ausbrechen — wenn es zu Grunde geht!“

„Ich verstehe Sie nicht, Baron“, unterbrach ihn Bertha, die betroffen jetzt seine ernsten Züge und seine bewegte Stimme bemerkt hatte.

„Ich will nur sagen“, fuhr der Baron fort, „daß Sie daran denken sollen, daß Sie Otto Frank's Weib sind, daß Sie mit ihm ein neues Leben begonnen haben, welches hell und klar und unverkümmert und unverbittert bleiben kann und bleiben muß durch das, was in Ihrem frühern, Ihrem abgethan hinter Ihnen liegenden Mädchenleben liegen kann. Sie haben damals ein Geheimniß zu bergen gehabt — widersprechen Sie mir nicht, Bertha, ich weiß es; es sind heute Umstände eingetreten, welche die Enthüllung desselben nöthig machen; entschließen Sie sich dazu mit dem Gedanken, daß hierbei nur Ihr Gedächtniß angerufen wird, weiter nichts; daß Ihr Herz, Ihr inneres Leben ganz und ausschließlich einem Manne gehört, der Ihnen mit Ihrem Namen die Verantwortlichkeit für alles abnahm, was geschehen sein mag, als Sie ein junges Mädchen, ein anderes Wesen waren.“

„Um Gottes willen“, rief Bertha erschrocken aus, ohne noch viel von diesen gutgemeinten, aber wenig Eindruck auf sie hervorbringenden Mahnungen zu hören, „was ist eingetreten — von welchen Umständen reden Sie?“

„Davon“, antwortete der Baron zögernd, „daß die Gerichte sich, Gott weiß auf welche Denunciation hin, mit Ihrem Besitzthum beschäftigt haben; daß sie Ihren

Gärtner Friedrich ins Verhör nahmen und nun auch eine Vernehmung dessen, was Sie uns sagen können, zu beabsichtigen scheinen ..."

„Also doch", sagte Bertha tödlich erblassend, „also doch! Also alles, was der Mensch thun kann, eine unglückliche That, ein schreckensvolles Ereigniß dem Auge der Welt zu verbergen, ist vergeblich; was tief vergraben wird, ist immer nur wie ein keimendes Korn; der Keim treibt im Verborgenen höher und höher, bis er ans Tageslicht tritt und jedes Auge ihn erblickt! Es muß das ein Naturgesetz sein, in dem der Wille Gottes sich ausdrückt, Baron — und dem wir uns unterwerfen müssen!"

Der Baron war überrascht, Bertha mit solcher Gefaßtheit sich so philosophisch über das, was er nur stockend vorgebracht, aussprechen zu hören; erleichtert sagte er:

„Sie haben recht — Sie werden uns deshalb alles mittheilen, was Licht über eine Angelegenheit verbreiten kann, die, einmal zur Untersuchung gekommen, nun auch gründlich aufgehellt werden muß, damit allen Gerechtigkeit widerfahre."

„Allen — namentlich Ihnen, Baron!" rief Bertha aus. Dabei war sie doch nun wie tieferschüttert auf-

gesprungen und hatte, um sich ganz zu fassen, nöthig, ein paarmal im Zimmer auf- und abzuschreiten.

„Ja“, fuhr sie dann fort, „ich werde alles sagen, was ich so lange vor jedem Sterblichen verborgen gehalten habe, selbst vor Ihnen, selbst vor meinem Manne. Vor meinem Bruder zumeist! Aber jetzt, wenn ich reden muß, will ich reden. Wenn man so lange und so schwer unter einer Bürde gelitten hat, die man sich nie durch ein Bekenntniß erleichterte, ist es eine Wohlthat, wenn so der Zwang kommt und man vor ein unerbittliches Muß gestellt ist!“

„Ich bin hoch erfreut, Sie so ergeben in eine Lage zu finden, die, wie wir auch hineingekommen sein mögen, jedenfalls die peinlichste ist, in welcher ich in meinem Leben gewesen bin ...“

„Mag sein“, unterbrach ihn Bertha, „aber ich bin ruhig, weil ich jetzt, seitdem ich fern in der Stadt lebe, mehr mit den Gedanken und Interessen meines Mannes als den eigenen beschäftigt, mir hundertmal zugerufen habe: eigentlich warst du doch thöricht in deiner zähen Verschwiegenheit, eine Thörin, die Gespenster sah ...“

„Gespenster? Auch Sie?“ rief der Baron überrascht aus.

„Gespenster in meiner Furcht, in meiner Angst um die Seelenruhe meines Bruders, um den Namen unserer

Familie, um unsere Ehre! Die Richtung unsers Denkens, der Werth, den wir auf die Dinge legen, die Schätzung aller Lebenserscheinungen und Ereignisse, wie ist sie abhängig von unserer Umgebung! Der Einsame wird über das, was ihm widerfahren, brüten als über etwas Unerhörtes, niemals noch einem Menschen Beschiedenes. Der, welcher inmitten bewegten Lebens steht, wird mit ruhiger Entschlossenheit es von sich abthun und fertig damit werden. Und der, welcher auf ferne Reisen geht, sich hinten am Nil oder am Kaukasus der hinter ihm liegenden Misère nicht mehr erinnern wollen. Ich wenigstens habe, seit ich unter den vielen Menschen lebe, die in der Stadt — aber kommen wir zur Sache. Soll ich Ihnen alles erzählen und erklären, oder muß ich es einem Fremden?"

„Sie werden es jedenfalls vor dem Untersuchungsrichter müssen, da dieser uns nun einmal bedroht . . . auch schon um Friedrich's willen!"

„Um Friedrich's willen? Und was ist mit ihm?"

„Er ist verhaftet."

„Der Unglückliche!" rief Bertha auffahrend aus. „Aber ich werde ihn hoffentlich ja befreien können. Wann kommt der erwartete Herr?"

Darauf konnte der Baron nur antworten, daß er ihn mit Spannung erwarte.

Zu harren hatte man dennoch eine Stunde, nach welcher ein ältlicher, schon ziemlich grauköpfiger Herr mit einem jüngern Begleiter auf dem Hofe vorfuhr. Als Bertha ihn sah, erkannte sie einen Bekannten ihres Mannes in ihm, und als solchen führte sich denn der Gerichtsbeamte auch zu ihrer großen Erleichterung bei ihr ein.

„Ich kann Ihnen zwar keine sehr willkommene Erscheinung sein", sagte er gutmüthig lächelnd, „denn ich komme, Sie mit einer ganzen Reihe von Fragen zu belästigen; aber zu meiner Beruhigung weiß ich ja, daß Sie als Gattin eines Juristen den Mann sein Amt nicht entgelten zu lassen verstehen. — Darf ich Ihnen meinen Protokollführer, den Referendar Busch, vorstellen?"

Herr Busch verneigte sich, und diese unbefangene und durchaus nicht magistrale Art des Auftretens that sehr viel dazu, um Bertha, der doch der Athem gestockt war, beruhigter antworten zu lassen:

„Ich bin auf Ihre Fragen gefaßt und vorbereitet, Herr Gerichtsrath; aber da Sie einen Beistand dabei zur Seite haben, möchte ich mich auch beim Antworten nicht ganz allein fühlen — Sie erlauben, daß ich nur in Gegenwart des Barons rede?"

Der Gerichtsrath machte dabei doch einige Schwierigkeit. Als aber Bertha darauf bestand, genehmigte er es

und durchging dann rasch die Generalfragen, um sich sodann mit der Frage an Bertha zu wenden:

„Sie kennen den Grund, weshalb ich Sie dieser Vernehmung, die, wie ich Ihnen ausdrücklich bedeuten muß, eine verantwortliche ist — der Gattin eines Staatsanwalts brauche ich den Unterschied zwischen einer verantwortlichen und einer bloßen Zeugenvernehmung nicht auseinanderzusetzen — Sie kennen den Grund, weshalb ich Sie einem Verhöre unterwerfen muß?“

„Ich kann darüber nicht im Zweifel sein“, versetzte Bertha; „es ist von irgendeiner Seite her dem Gericht angezeigt worden, daß im Hause meines Vaters ein Verbrechen begangen worden ...“

„Darf ich fragen, von welcher Seite diese Anzeige ausgegangen ist?“ fiel hier der Baron lebhaft ein.

„Nein, Baron, das dürfen Sie nicht“, sagte kopfschüttelnd der Gerichtsrath; „ich muß Sie bitten, sich recht lebhaft vorzustellen, Sie säßen beim Gottesdienst in Ihrem Kirchstuhl, wo Sie ganz allein den Pfarrer reden lassen müssen.“ Und dann sich wieder an Bertha wendend fuhr er fort:

„So ist es — ein Verbrechen; wenn wir es genauer ausdrücken wollen, ihrer zwei —“

„Zwei? Inwiefern?“ fragte Bertha überrascht.

„Wir wollen das zweite, die Brandstiftung vor-

läufig beiseitelassen, um uns mit dem ersten zu beschäftigen —"

„Aber ich bitte Sie, von einer Brandstiftung reden Sie — wie kommen Sie zu dem Glauben ...?"

„Weder um meinen Glauben, noch um die Art, wie ich dazu gekommen, handelt es sich", sagte wieder mit seinem ruhigen Lächeln der Gerichtsrath; „ich bitte, halten wir uns an die Hauptsache. Sie wissen also, daß gewisse Anzeigen gemacht, Erhebungen veranstaltet sind — haben Sie bereits von dem Ergebniß derselben gehört?"

„Ich kann es mir vorstellen", antwortete Bertha, mit Mühe sich über den Vorwurf der Brandstiftung, den man ihr zu machen schien, fassend, „ich kann es mir vorstellen, dies Ergebniß, und Sie sehen mich ja ganz bereit, es Ihnen zu erklären."

„Seien Sie so gut, es in zusammenhängender Erzählung zu thun."

Bertha beugte in dem Sessel, in welchem sie Platz genommen, den Oberkörper vor, und das Kinn auf die Hand stützend sagte sie:

„Es sind jetzt mehr als anderthalb Jahre verflossen; im letzten Herbst war es ein Jahr, schon in der Zeit, wenn das Laub abfällt und kürzere Tage in abends aufquellende Nebel verdämmern. An einem solchen Tage

hatte ich seit der Morgenfrühe mit dem Einmachen von Früchten mich angestrengt und war deshalb ein wenig früher wie gewöhnlich zur Ruhe gegangen, in meinem Zimmer, welches im Giebel unsers Hauses lag, über dem kleinen Ausbau, der sich unten an das innere Arbeitszimmer meines Vaters schloß. Dort oben lag ich im besten Schlafe — wie lange bereits, darüber vermag ich nicht Auskunft zu geben — als etwas mich plötzlich erweckte. Es war etwas, wie ein heftiger Fall, und ein Ausruf — ich weiß nicht ob des Zorns oder des Schreckens. Von unten her, wie aus den Zimmern meines Vaters schallte es. Ich fahre auf, lausche mit heftigstem Herzklopfen — es wiederholt sich nicht, aber in meiner Beängstigung um den Vater, den ich unten arbeitend verlassen hatte, springe ich aus dem Bette, werfe ein Kleidungsstück über und eile zu meinem Vater hinunter."

„Ueber die Zeit, die Stunde wissen Sie durchaus nichts anzugeben?" fragte der Beamte.

„Nein — es mag zehn Uhr, es mag elf gewesen sein."

„Sie eilten zu Ihrem Vater hinunter ..."

„Ich fliege zum Vater hinab, und als ich die Thür zu dessen vorderm Arbeitszimmer aufstoße, glaube ich vor Schreck in den Boden sinken zu müssen. Mein Vater

steht da, bleich, starr wie ein Steinbild, und vor ihm, quer über der Schwelle zwischen dem innern Arbeitszimmer und dem vordern Ausbau, liegt regungslos auf dem Boden ausgestreckt die Gestalt eines Mannes — eines fremden Mannes mit grauenhaft verzerrten Zügen, auf welche ein greller Schein der großen Lampe auf dem runden Actentische meines Vaters fällt — neben ihm ein breitrandiger grauer Hut; ein grauer Mantel halb auf einem Stuhle, halb zu seinen Füßen auf dem Boden — ich werde dieses grauenhafte Bild in meinem Leben nicht aus meiner Seele verlöschen sehen!

„Daß der Mann leblos und todt sei, war mein erster Gedanke, meine augenblickliche Ueberzeugung. Daß ich wie an den Boden geheftet ihn anstarrte und regungslos stand, können Sie denken; mein Vater machte die erste Bewegung — er faßte mich an der Schulter, mich weiter in den Raum hineinzuziehen, schloß die Thür, durch die ich eingetreten, hinter mir und sagte mit vollständig veränderter Stimme, mühsam die Worte ausstoßend:

„«Ich glaube, ich habe den Menschen umgebracht! Steh' mir jetzt bei, Bertha. Verlaß deinen Vater nicht! Es ist einmal geschehen. Steh' mir bei! Wir müssen ihn fortschaffen! Fort! Nur fort!»

„Daß diese Worte nicht geeignet waren, mich dem

Zustande von Zerschmettertheit und völligem Vernichtet-sein, womit ich das Bild vor mir anstarrte, zu entreißen, können Sie sich denken. Es bedurfte eines Ausrufs von zorniger Ungeduld, mit dem mein Vater meinen Arm ergriff und mich schüttelte, um mir Bewegung und Leben wiederzugeben, um mich ganz fassen zu lassen, daß, was ich sah, Wirklichkeit, schreckensvolle Wirklichkeit und nicht Traum war.

„«Steh' nicht träumend da», rief er aus, «rühr' dich — hilf jetzt deinem Vater, wenn du nicht willst, daß dein Vater sich selbst ein Leids anthue — es wär' wahrhaftig das, was er am besten thäte!»

„Freilich — er bedurfte der Hülfe — der Todte bedurfte ihrer nicht mehr; es war ein entsetzlicher Sturm in seiner Seele, eine leidenschaftliche Aufregung, in welcher sich viel mehr Zorn und Groll gegen das Schicksal, daß ihn dies furchtbare Unglück überkommen müssen, als Reue über das, was er gethan haben konnte, und was mir ja noch ganz dunkel war, mischte. Mein erster Gedanke war nun, um Hülfe zu Friedrich zu stürzen; mein Vater hielt mich anfangs zurück; dann sagte er: «Ja, hol' ihn herbei, wir bedürfen seiner — er ist ein treuer Mensch und ich will auf ihn bauen — weil ich muß! Hol' ihn!»

„Ich flog davon und holte Friedrich; er saß in sei-

nem Verschlage, lesend bei einem Lämpchen, während die Seinen längst zu Bette gegangen waren; und so gelang es mir, indem ich an sein Fenster klopfte, ihn unbeobachtet herauszuholen. Er hatte Mühe, aus den wirren, angstgepreßten Worten, die ich ihm zuflüsterte, zu verstehen, um was es sich handle, und noch größere Mühe, als er bald darauf neben meinem Vater an der Leiche stand, sich zum Handeln aufzuraffen. Doch that er dies endlich mit einer uns wohlthuenden Bestimmtheit und Entschiedenheit, weil sie uns des Denkens und Beschließens überhob, zu dem wir ja auch kaum fähig waren. Sein Gedanke war es, den Todten vorläufig in den Keller, den untern, lange nicht mehr gebrauchten Eiskeller zu bringen, um ihn fürs erste da zu bergen, bis man irgendeine sichere Stelle im Garten ausfindig gemacht und die Zeit gewonnen, da, von niemand gesehen, ein tiefes, sicher bergendes Grab herzustellen.

„Wie wir dann fertig wurden und wie wir dann endlich kurze und unzusammenhängende, sich widersprechende Erklärungen von meinem Vater erhielten, will ich Ihnen nicht weitläufig schildern. Denn eine eigentliche Aufklärung über den Hergang, dessen Opfer der Fremde geworden, habe ich erst nach und nach in den darauffolgenden Tagen aus den schwer seiner Brust sich entringenden Mittheilungen meines Vaters gewonnen

und mir danach eine klare Vorstellung von dem, was geschehen, gemacht.

„Mein Vater hatte in seinem stillen Arbeitszimmer gesessen, ohne an die verrinnenden Minuten zu denken, an die der leise Pendelschlag der Uhr ihm gegenüber mahnte; eine verwickelte und ärgerliche Angelegenheit, die erledigt werden mußte und über die er nicht mit sich ins Klare kommen konnte, hatte ihn nicht an Schlaf denken lassen, bis er sich plötzlich daraus aufraffte, um das Weitere dem morgigen Tage zu überlassen. Wie er nun sich erhebt und der Thür des Vorbaues zuschreitet, um dieselbe für die Nacht abzuschließen, nimmt er zu seiner Ueberraschung eine fremde Gestalt wahr, die, auf der kleinen Veranda vor dem Ausbau stehend, die Hand auf den Drücker der Thür gelegt hält, wie im Begriffe einzutreten, und nur vorher die zwei erleuchteten Räume durch die Glaswände des Ausbaues, die Glasscheiben der Thür, überblickend und musternd.

„Man denkt in unserer ehrlichen Gegend wenig an Räuber und Diebe; deshalb unterblieb es ja auch in unserm Hause gewöhnlich, diese Glaswände von innen durch die Läden zu sichern. An einen Raubüberfall dachte denn auch mein Vater nicht, als er einen ein wenig wunderlich, aber anständig gekleideten Mann so

plötzlich vor seiner Thür stehen und ihn beobachten sah — er machte nur überrascht ein paar Schritte vorwärts — die Thür öffnet sich unterdeß und der Fremde tritt ein.

„«Wer sind Sie?» ruft mein Vater aus. «Was wollen Sie so spät?»

„«Ich wünsche mit Ihnen zu reden, Herr Merk», versetzt der Fremde mit gedämpftem Ton. «Wenn ich spät komme, so habe ich meine Gründe — ich habe mit Ihnen zu reden, ohne daß es nöthig ist, daß mich jemand mit Ihnen verhandeln sieht oder auch hört!»

„«Ich begreife nicht, es ist dreiviertel auf elf Uhr», bemerkt überrascht mein Vater.

„«Und deshalb wol alles bei Ihnen zur Ruhe?» fällt der Fremde ein. «Desto besser. Darf ich mich setzen? Ich bin ermüdet. Ich hatte einen ziemlich weiten Weg bis hierher, und das Gehen bei Nacht in der Dunkelheit ermüdet.»

„Dabei setzte er sich auf den nächsten Stuhl, ohne eine Einladung abzuwarten, und legte den breitkrämpigen grauen Filzhut, den er bis dahin aufbehalten, neben sich auf den Boden. Mein Vater sah in ein mageres, krankhaft gelbes Männergesicht mit nicht unedeln Zügen, mit tiefliegenden dunkeln, unstet bewegten Augen; der

Fremde mußte über die mittlern Jahre hinaus sein, denn auch sein Bart war grau.

„Mein Vater, mit verschränkten Armen vor ihm stehen bleibend, sah ihn mit wachsender Spannung an und versetzte kopfschüttelnd:

„«So hätten Sie besser gethan, bei Tage zu kommen — es ist eine seltsame Voraussetzung von Ihnen, Sie würden mich in dieser Stunde bereit finden, irgendetwas mit Ihnen zu verhandeln!»

„«Mein bester Herr Merk», entgegnet der Fremde in seinem gedämpften Ton mit einem matten Anflug von Lächeln, «Verschwörer verhandeln gewöhnlich in der Nacht, und um einer kleinen Verschwörung willen kam ich zu Ihnen.»

„«Einer Verschwörung willen?» Meinem Vater kommt der Gedanke, es mit einem Irren zu thun zu haben.

„«So sagte ich», antwortet der nächtliche Gast. «Zuerst ist es nöthig, daß wir uns dabei nicht kennen, nie gesehen, nie miteinander verhandelt haben — vor der Welt heißt das. Im Grunde kennen wir uns freilich sehr gut. Sie sind Herr Merk, der treue Geschäftsführer des Barons Bellersheim, der dabei ein wohlhabender Mann geworden ist. Weshalb auch nicht! Seit dem Verwalter, von dem im Evangelium

die Rede ist, bis heute ist das meistentheils der Fall gewesen! Sie also sind Herr Merk und ich bin Gustav Leberecht Branco, den Sie auch kennen ...»

„«Gustav Leberecht Branco!» ruft mein Vater aus. «Ich versichere Ihnen, ich habe nie in meinem Leben den Namen gehört!»

„«Nicht?» entgegnet der Fremde mit einem wie spöttischen Accent.

„«Niemals gehört!»

„«Nun, gehört vielleicht nicht, aber gelesen, ganz sicherlich gelesen. Gelesen wenigstens in einem gewissen Document, das Sie beseitigt haben.»

„«Ein Document — das ich beseitigt hätte? — Herr ...»

„«Bitte, bleiben wir ruhig», versetzt der Fremde; «sprechen wir uns ganz ruhig und friedlich über die Sache aus. Es ist mir durchaus nicht darum zu thun, Sie aufzuregen, zu verletzen, zu beleidigen — im Gegentheil, ich bedarf Ihrer — nun ja, Ihrer Güte, Ihres Wohlwollens. Ich bin, das gestehe ich Ihnen ganz offen, ohne alle Waffen, ohne alle Mittel, Sie zu zwingen, ohne alle Handhaben wider Sie zu Ihnen gekommen. Ich habe nichts für mich als mein Recht. Ein Recht aber ohne die Reserve der Beweismittel, ohne die Reserve der Gewalt hinter sich zu haben, was hilft

es in dieser verfluchten schuftigen Welt? Es muß sich ducken, schleichen, krumme Wege gehen bei Nacht und Nebel, gerade als ob es das Unrecht wäre! Das ist nun einmal so, und — Sie verstehen mich, ich finde mich ja darein. Ich habe den Baron bei seiner schwachen Seite fassen wollen — die Leute sind abergläubisch hierzulande, sehr abergläubisch; die Junker wie die Bauern glauben noch — nun, das ist ja auch gut, es ist rührend und spricht für sie; bei dem Baron aber haben die Schrecken der Geisterwelt nicht viel ausgerichtet. Der Mann wird eben selber nichts von der Sache ahnen. Sie sind sein Geschäftsführer und wissen am besten, wie viel er von seinen eigenen Angelegenheiten kennt und weiß, wie viel nicht! Also um zur Sache zu kommen — ich bin Branco, der Freund des todten Borndorf, den dieser in seinem Testament zu seinem Erben eingesetzt hat. Ich bin gekommen, den Nachlaß zu reclamiren. Ich will ihn, verstehen Sie? Ich lasse mich durch nichts von diesem Ziele abbringen. Ich bin dazu aus Mexico übers Meer herübergekommen und kehre nicht zurück, ohne es durchgesetzt zu haben. Also hören Sie mich ruhig und friedlich an. Sie haben die Erbschaft erhoben und werden den Betrag dem Baron auch im großen Ganzen ja abgeliefert haben — mit Abzug dessen, was Sie für Ihre Mühe entschädigt

hat. Finden Sie jetzt das Testament auf, entdecken es plötzlich in Papieren, welche Sie noch nicht gründlich durchgesehen hatten, oder, wenn Sie es vernichtet haben, machen Sie etwas Zweckdienliches selber; verfechten Sie damit mein Recht, so gut Sie's können, ohne sich selbst bloßzustellen — und dagegen stelle ich Ihnen eine Schenkung aus über alles das, was von der Erbschaft in Ihren Besitz gekommen sein mag; Sie sollen durch das, was ich Ihnen ansinne, nichts verlieren, gar nichts, nur gewinnen — ein gutes Gewissen!»

„Das war der Inhalt dessen, was der Fremde meinem Vater eröffnete und worein dieser sich anfangs gar nicht fand. Im aufkochenden Zorn, daß ihm offenbar eine schlechte und gewissenlose Handlungsweise zugetraut worden, hörte er vielleicht auch nur die Hälfte von dem, was in dem sich jetzt entwickelnden Hin und Wider der Fremde sprach, um meinen Vater über das, was er eigentlich glaubte, voraussetzte und wollte, aufzuklären. So viel war ja ihm nur zu klar, der Fremde hielt wie an einer fixen Idee daran fest, mein Vater habe ein zu seinen Gunsten errichtetes Testament schurkisch unterschlagen. Davon ließ er sich nicht abbringen und wurde leidenschaftlich und zornig, indem er von allem dem,

was er dadurch schon gelitten, von allen Anstrengungen, die er deshalb schon vergeblich gemacht, sprach, und endlich wie in einem Wuthanfall auf meinen Vater losfuhr und ihn an der Brust faßte. Mein Vater hatte den in ihm aufkochenden Zorn über all die Beleidigungen, die in den Voraussetzungen wie in den Zumuthungen des Fremden lagen, bisher noch beherrscht; er hatte sich immer wieder vorgesagt, daß er es mit einem halb Verrückten zu thun haben müsse; jetzt aber war auch er seiner nicht mehr mächtig gewesen; als der Mensch seine Rechte nach seiner Brust ausgestreckt, hatte er seine geballte Faust erhoben und damit einen heftigen Schlag zur Abwehr geführt. Mit diesem Schlage hatte er den Angreifer an die Schläfe getroffen; ein unseliger Zufall mußte die Hand gelenkt haben, daß sie gerade eine verhängnißvolle Stelle traf — der unglückliche Mensch war seitwärts gewankt, war taumelnd zusammengebrochen, hatte, halb schon am Boden, einen kurzen Schrei ausgestoßen, geröchelt, nach Luft gerungen und dann leblos und starr dagelegen.

„Das ist“, schloß Bertha ihren Bericht, indem sie jetzt mehrmals tief Athem holte und mit der vor innerer Erregung zitternden Hand nach ihrem Tuche griff, um die feuchte Stirn abzuwischen, „das ist der Hergang,

wie ich ihn aus den spätern zusammenhängendern Angaben meines Vaters begriffen habe.

„Ob bei diesem Hergang meinen Vater eine Schuld trifft, und wenn so, welche, welches Maß von Schuld — darüber bin ich mir nie klar geworden; ich weiß nur, daß der Vater keineswegs im Gewissen darüber beruhigt war; ich weiß nur zu gut auch, daß dieser schreckliche Gedanke ihn so quälte, daß er mehr und mehr seine Gesundheit untergrub, und daß er wol hauptsächlich der traurige Grund ist, weshalb mein Vater so früh, noch in dem, was man die besten Jahre nennt, sterben mußte!“

Der Gerichtsrath hatte Bertha mit großer Theilnahme und Spannung angehört.

„Ueber das Maß seiner Schuld“, sagte er jetzt, „hätte Ihr Vater sich doch nicht so schwere Bedenken zu machen brauchen. Als Jurist wußte er doch vom Rechte der Nothwehr, und daß, wenn die Ausübung desselben Folgen hat, die doch nur durch eine besondere unglückliche Organisation dessen, der das Opfer wird, bedingt sind, die Verantwortlichkeit dafür nicht den trifft, der sein Recht ausübt. Gegen einen Angreifer, der leidenschaftlich auf ihn eindrang, durfte er zur Abwehr einen Schlag führen, und die schlimme Folge machte ihn nicht schuldig!“

„Das ist richtig", versetzte Bertha, „ich selbst weiß das jetzt, seitdem ich nicht selten meinen Mann dazu gebracht habe, über Fälle und Fragen dieser Art sich auszusprechen —"

„Sie wissen also auch, daß, wie Sie uns den Hergang geschildert haben, ein Verbrechen Ihres Vaters auch dann wol nicht vorliegt, wenn wir von der «Nothwehr» noch ganz absehen — es handelt sich dann um eine Tödtung zwar, die aber ohne das, was wir Juristen «dolus» nennen, stattfand, ohne Absicht einer Lebensberaubung geschah, bei der auch der geringere Grad der Verschuldung, die «culpa», fraglich wird, da die Tödlichkeit der Handlung in der besondern Organisation des Fremden ihren Grund gehabt zu haben scheint — wir nennen das eine «laesio in concreto lethalis» ..."

Der Gerichtsrath hatte dieses Bruchstück juristischer Gelehrsamkeit vorgebracht, um Bertha Zeit zu lassen, ihre von ihrer Erzählung aufs höchste gesteigerte Erregung zu bewältigen; der Baron, der bei dem allen starr lauschend dagesessen, unterbrach ihn jedoch, indem er aufspringend ausrief:

„Und das alles, was Sie da erzählen, ist Wahrheit, Wirklichkeit — ist geschehen, während ich, ohne eine Ahnung davon, diesen armen, armen Merk, der doch nur

meinetwillen den ganzen Jammer zu tragen hatte, allein und hülflos und ohne Trost ließ — o, mein Gott, ihr thörichten Menschen, weshalb spracht ihr denn nicht?"

„Weshalb wir nicht sprachen", hub Bertha wieder an, „das ist doch leicht zu begreifen, am leichtesten für Sie, Baron, der Sie den Charakter meines Vaters kannten. Er war sicherlich ein braver, gerader und von Natur offenherziger Mann; aber er hatte sein Leben hindurch mit Menschen und ihren Interessen und ihren egoistischen Leidenschaften zu thun gehabt, und das Ergebniß davon war, daß sich Mistrauen gegen die Menschen und ein gewisser Pessimismus seiner bemächtigt hatten. Er hatte Ihre, er hatte vieler andern Rechte vertheidigt, und die, gegen welche er sie gewahrt, waren seine Feinde geworden. Er war durch seine redliche Arbeit wohlhabend geworden, und die, welchen es nicht so gut gegangen, waren seine Neider geworden. Er fürchtete sie, er fürchtete die Welt, er fürchtete ihren Unglauben. «Wer wird mir glauben», sagte er sich, «wenn ich erkläre, ich habe einen Menschen, der mich der Vernichtung eines Testaments beschuldigte, erschlagen, ohne ihn erschlagen zu wollen, aus bloßer Unvorsichtigkeit, aus Nothwehr meinethalb? Werden mir die Gerichte, wird mir die Welt glauben? Werde ich nicht über ein Testament Rede und Antwort stehen

sollen, das nicht da ist? Wird dies Nichtvorhandensein, das man bisher als ganz einfache und natürliche Thatsache aufgenommen hat, nicht plötzlich die mistrauischesten Commentare hervorrufen?» In der That, es war nicht möglich, daß mein Vater offen sprach und bekannte; er konnte sich der Verhaftung, der Entehrung nicht aussetzen, die er nun einmal fürchtete, auch wenn die Gerichte ihm geglaubt und ihn losgesprochen hätten. Vor ein Geschworenengericht geschleppt zu werden — auch mit dem Nichtschuldig als Ende des entsetzlichen Actes — o, Sie müssen das ja einsehen, Sie können sich diesen Schauder vor einer Geschworenenverhandlung denken ..."

„Ihr Vater ist nicht mehr unter den Lebenden", unterbrach hier der Gerichtsrath, „und was geschehen, was er zu thun beschlossen, ist nicht mehr zu ändern. Halten wir uns an unsere nächste Aufgabe, die Constatirung dessen. Wollen Sie deshalb in Ihrer Erzählung fortfahren, Frau Frank? Sie riefen den Gärtner Friedrich herbei, mit dessen Hülfe verbargen Sie den Erschlagenen in einem Kellerraum ..."

„In einem sich unsern Kellerräumen anschließenden tiefern und nicht mehr benutzten Eiskeller."

„Es sollte das ein provisorisches Wegschaffen der Leiche sein?"

„So war es gemeint. Aber die nächste Nacht, die zweite und die dritte kam und keiner von uns Dreien hatte den Muth, von der schrecklichen Aufgabe zu beginnen, die uns noch oblag; jeder mochte abwarten, daß der andere sich dazu anschicke, eine Hülfe dafür fordere, einen Rath begehre — es war qualvoll, aber wir hatten alle Drei nicht die Energie, uns die Last durch rasches Handeln von der Seele zu schaffen: zur Entschuldigung dieser Willenlosigkeit mochten wir uns auch sagen, daß eine solche Wegschaffung der Leiche, wenn auch in tiefer Nacht, in unserm einsamen Garten vorgenommen, dennoch nicht ohne Gefahren sei. Es konnten verspätete Wanderer an den Hecken entlang gehen, Flurhüter, Boten, die zum Arzt wollten, oder was alles noch in tiefster Nacht eine Heerstraße belebt, sie konnten ein Arbeiten bei Laternenschein in unserm Hof, in unserm Garten wahrnehmen, beobachten ... kurz, wir fürchteten das, und mehr noch grauste uns vielleicht vor der Sache, der Beschäftigung mit der Sache selbst! Und endlich brach Friedrich das Schweigen darüber und sagte flüsternd: «Lassen wir's, wie es ist. Der Eiskeller ist tief und zwei feste Thüren schließen ihn luftdicht. Ich will Kalk hineinschütten; Kalk zerfrißt.»

„Ich konnte nichts als mit stockendem Athem durch ein Kopfnicken meine Einwilligung dazu geben, und so — so wissen Sie denn alles.“

„So wissen wir freilich so ziemlich alles“, sagte der Baron, der sich wieder gesetzt hatte und erschüttert mit auf den Knien verschränkten Händen dasaß — „alles! Wir wissen, weshalb Sie das Haus nach Ihres Vaters Tode nicht verlassen wollten — Sie fürchteten das Eindringen fremder Menschen in die verlassenen Räume.“

„So war es“, versetzte Bertha; „ich hütete das Haus, ich hütete die Ehre unserer Familie, das Andenken meines Vaters in diesem Unglückshause . . .“

„Mit einer wunderbaren Selbstaufopferung . . .“

„Die doch nichts Wunderbares hatte — wie konnt' ich anders?“

„Freilich“, sagte der Baron, „und doch waren Sie groß — was müssen Sie gelitten, ertragen, durchkämpft haben in den einsamen Stunden, Tagen, Monaten, ja fast Jahren, die Ihre tragische Gefangenschaft dauerte, dies von einem dämonischen Schicksal auf Sie gewälzte Hüteramt . . .“

Der Gerichtsrath hatte diesen Worten des Barons still zugehört, jetzt sagte er, ihn unterbrechend:

„Nehmen Sie nicht übel, Baron, wenn ich Sie jetzt wieder um ihre frühere Passivität bitte — Frau Frank

wird jetzt die Güte haben, mir zu sagen, wo damals, als jene Katastrophe in ihrem Hause statthatte, ihr Bruder Rudolf war?"

„Er war fern von uns — auf seiner Akademie."

„Zu München?"

„Zu München."

„Sodaß er von dem Geschehenen keine Kunde erhielt bis ..."

„Bis heute."

„Bis heute?" sagte der Gerichtsrath lebhaft und Bertha scharf anblickend.

„Gewiß, bis heute. Das war ja der Gedanke, welcher vor allem mich beherrschte: wenn nur Rudolf nie etwas erfährt von der That seines Vaters, ihm nur nie ein düsterer Schatten auf die Gestalt seines Vaters fallen kann, solange er lebt! Solch eine Künstlernatur ist nicht gemacht, eine der grausamen Lasten, welche das Schicksal uns andern Menschenkindern auf die Schultern legt, zu ertragen! Der Genius läßt gelähmt von dem die Flügel hängen, was andern, einfachern, geistig ärmern Naturen oft nur die Energie und die Willenskraft stachelt und stählt."

„Das haben Sie recht schön ausgedrückt, Frau Frank", versetzte der Gerichtsrath offenbar mistrauisch, „Sie dürfen mir aber nicht übel nehmen, wenn es mich

doch nicht ganz überzeugt. In der Lage, worin Sie waren, mußten Sie sich Ihrem Bruder anvertrauen — in der Lage wenigstens, worin Sie nach dem Tode Ihres Vaters waren, und daß es geschehen, sollten Sie nicht leugnen!"

„Weshalb sollte ich es nicht leugnen, wenn es nicht wahr ist?"

„Weil es den Anschein einer Beschützung Ihres Bruders hat, die glauben lassen muß, daß Ihr Bruder eben der Beschützung bedarf."

„Ich verstehe das kaum", fiel Bertha ein. „Mein Bruder der Beschützung durch mich? Vor was, vor wem?"

„Vor der Annahme, daß er der Gehülfe Ihres Vaters bei — Beseitigung des Branco gewesen."

„Herr Gerichtsrath . . ."

„Ich hege diese Annahme nicht", fuhr der Gerichtsrath ruhig fort, „nur brauche ich Ihnen nicht zu verhehlen, daß sie geäußert, aufgestellt und mit Gründen unterstützt ist."

„Aber um Himmels willen, Herr Gerichtsrath", sagte Bertha erschrocken, „wie kommen Sie zu der Vermuthung, Rudolf sei auch nur irgendwie an jener ganzen Angelegenheit betheiligt gewesen?"

„Ich glaube vollständig", unterbrach sie in seiner

ruhigen Weise der Beamte, „an die genaue Richtigkeit und Wahrheit dessen, was Sie uns vorhin mitgetheilt haben. Sie werden aber selbst einsehen, daß — auf den ersten Augenblick wenigstens — man Ihren Bruder tiefer in die Sache verflochten glauben muß, als Sie mir angaben, weil er eben durch eine so gewaltsame und von den Gesetzen scharf verpönte Handlung, zu der sich ein gebildeter Mensch nicht hergibt, die Spuren jener tragischen Katastrophe zu vertilgen strebte."

„Jetzt verstehe ich Sie in der That noch weniger!" rief Bertha ganz bestürzt aus.

„Wirklich nicht? Welchem Grunde messen Sie die Einäscherung Ihres Hauses bei?"

„Das ist nie ganz bestimmt ermittelt worden. Man hat viel davon gesprochen, daß . . ."

„Wovon man gesprochen hat, ist für uns hier nicht von Bedeutung. Ich bitte um *Ihre* Erklärung."

„Ich habe keine!"

„Sie hätten keine? Wirklich nicht?"

„Nein — weshalb befremdet Sie das?"

„Weil Ihr Bruder selber gestanden hat, daß er es war, der eine geflissentliche Brandlegung veranlaßte . . ."

„Mein Bruder Rudolf? Und das hätte er gestanden?"

„Er hat es eingestanden!“

„Unmöglich! Wem? Wo?“

„Durch eine schriftliche Mittheilung an den Vorsteher der Versicherungsanstalt, welche Ihnen die Entschädigung auszahlte, hat er es indirect so gut wie gestanden. Er hat im stillen diese Entschädigung zurückerstattet — der Vorsteher ist gestern darüber schon von mir vernommen worden und hat kein Hehl daraus gemacht.“

Bertha war wie aus den Wolken gefallen. Auch der Baron war höchlichst überrascht, obwol in der Erregung, worein ihn die Erzählung Bertha's versetzt hatte, nicht viel in der Welt mehr im Stande war, ihn in Staunen zu setzen.

„Aber“, fiel Bertha ein, „mein Bruder war ja gar nicht hier, gar nicht in der Gegend, als mein Haus niederbrannte. Er war auf seiner Akademie ...“

„Man kann im stillen zurückkommen, man kann auch willfährige Leute finden, die in unserer Abwesenheit so etwas uns zu Gefallen ausführen ...“

Dem Baron fiel plötzlich die Mittheilung ein, die ihm damals der Geheimrath gemacht hatte, daß er Rudolf Merk auf der Straße seiner Provinzialhauptstadt erblickt habe, und daß dieser ihm ausgewichen sei. Bertha schoß der Gedanke an Friedrich durch

den Kopf, wie dieser so eigenthümlich stoisch gefaßt gewesen, während der Brand wüthete, wie er ganz gegen die Gewohnheit von Leuten seines Standes mit einer Art mürrischer Geistesgegenwart just das Richtige und Wichtige gerettet! Und dennoch rief sie mit Heftigkeit aus:

„Ich kann, was Sie behaupten, dennoch nicht glauben, nun und nimmermehr!“

Der Gerichtsrath zuckte die Schultern, während der Baron sagte:

„Und ich, Bertha, kann es!“

„Sie können von meinem Bruder glauben . . .“

„Daß er, der ein genialer Mensch ist, mehr wie wir an den Dingen klebenden, von Hab und Gut gefesselten und von unsern Verhältnissen uns tyrannisiren lassenden Menschen einsieht, wie thöricht es ist, sich durch das, was um unsers Lebens willen da ist, das Leben verderben zu lassen! Einen Besitz zu bewahren, der uns unglücklich macht! Die Wand hier schützt mich vor Sturm und Regen — wird sie mir zur Gefängnißwand, so suche ich sie mit dem Fuße einzutreten, und wenn das mir nicht gelingt, brenne ich, wenn ich's vermag, lieber das Haus nieder, als mein Leben lang ein Gefangener darin zu bleiben!“

„Ah — Sie glauben, Baron . . .“

„Ich glaube, daß Rudolf mit kühner Entschlossenheit zu dem Mittel gegriffen hat, welches das beste, das einzige war, Sie, Bertha, aus Ihrem Gefängnisse zu bringen!“

„Das wäre doch erschreckend ...“

„Weshalb?“ sagte der Baron. „Hat sich die energische That nicht vollständig gerechtfertigt? Sind Sie nicht frei geworden dadurch? Nicht glücklich? Erinnern Sie sich, wie ich gleich damals das Ereigniß als etwas pries, das Sie Ihrem Schutzheiligen verdankten, wie ich Ihnen Glück dazu wünschte? Und daß Sie diesen Glückwunsch innerlich sehr getröstet, nur mit wehmüthigem Lächeln aufnahmen?“

Bertha antwortete nicht. Es war, als ob dies alles ihr Gemüth in eine Verfassung gebracht, worin sie zum klaren Urtheilen die Gedanken nicht mehr zu sammeln vermochte; sie sank in ihren Sessel zurück und hörte nur noch mit weitgeöffneten Augen den Baron und den Gerichtsrath an, der lebhaft sagte:

„Sie, Baron, sind also des Glaubens, daß Rudolf Merk, ohne irgend von dem Geschehenen, dem Tode Gustav Branco's, zu wissen, sich zu einer solchen Handlung hinreißen ließ?“

„Ich bin der Meinung, Herr Gerichtsrath, daß Sie, um die durchaus richtige Ansicht von allem Ge-

schehenen zu gewinnen, nichts Besseres thun könnten, als unbedingt auf die Aussagen von Frau Frank zu vertrauen."

„Sie sehen mich ja völlig geneigt dazu", versetzte der Gerichtsrath; „wir hätten also, was diese Brandstiftung angeht, mit einer Handlung der brüderlichen Liebe zu thun, die sich über Gesetz und Recht und die eigene Gefahr hinwegsetzte ..."

„Die Gefahr war nicht groß. Das eigene Haus anzuzünden, wenn es ganz isolirt liegt, nicht die geringste Gefahr für benachbarte Häuser dadurch entstehen, kein Menschenleben dadurch gefährdet werden kann — mein Gott, weshalb soll ich das nicht dürfen?"

„Der Jurist kann Sie doch damit nicht durchlassen."

„Rudolf Merk ist kein Jurist, er hat nur seinen gesunden Menschenverstand, der ihm sagte, es gibt für deine Schwester keine andere Rettung, keine andere Heilung von dem, was er, was wir alle, die wir theil an ihrem Schicksal nahmen, für eine fixe Idee hielten. Ich kann ihn deshalb nur loben, ja fast beneiden um die geniale That. Wäre ich Otto Frank, wahrhaftig, ich beneidete ihn darum. Die Versicherungsgesellschaft hat er entschädigt — sagten Sie das nicht?"

„In der That."

„Nun, was werfen Sie ihm noch vor? Wollen Sie ihn strafen deshalb?“

„Darüber“, sagte der Gerichtsrath zögernd, „hat das Gericht zu entscheiden — ich will jetzt weiter hier nichts, als alle diese Aussagen von Frau Frank protokolliren.“

„So schreiben Sie, Gerichtsrath — ich unterdeß habe auch zu schreiben, wahrhaftig — wenn ich im Stande bin, meine Gedanken dazu zusammenzuhalten nach solchen Enthüllungen!“

Der Baron ging, um, noch ganz außer sich, in mannichfach zerrissenen Bruchstücken seinen zwei Freunden die ganze tragische Geschichte mitzutheilen, die er eben vernommen und die ihn viel zu sehr erregte, um irgendetwas davon zurückhalten zu können. Schreiben wollte er dann gleich an Derschau — ihn keinen Augenblick länger in Zweifel lassen über das Rudolf geschehene Unrecht — aber wie konnte er es heute zu Stande bringen? Die Fragen, die Erörterungen mit dem Geheimrath und dem Obersten, mit Bertha, als diese endlich von dem Gerichtsrath, nachdem sie das Protokoll unterzeichnet hatte, entlassen war, nahmen die Stunden, den Tag fort, und so rief der Oberst endlich aus:

„Zum Schreiben an Derschau kommen Sie nicht

mehr — telegraphiren Sie! Ganz gewiß geht die Denunciation von diesem Spesser aus — telegraphiren Sie an Derschau: alles falsch — Rudolf wird dem Spesser so wenig ein Leids angethan haben wie dem unglücklichen Branco — aber senden Sie uns diesen Spesser, wir wollen ihn lynchen!"

Zu solch einem Telegramm kam es nun freilich auch nicht mehr, dagegen sandte Bertha zur nächsten Station ein Telegramm ab, das ihren Mann bat, unverzüglich herüber nach Bellersheim zu kommen. Bertha ertrug natürlich nur schwer seine Abwesenheit an diesem Tage — und der Baron brannte, seine Absicht zu hören, wie er sich Gewißheit verschaffen könne, ob denn wirklich ein Testament des alten Vorndorf dagewesen oder nicht — seine ganze Gemüthsruhe war doch nun dahin, bis er sich darüber Licht verschafft!

Siebzehntes Kapitel.

Frank's Erklärung.

Der Gerichtsrath, für den über seinem Protokolliren der Tag dahingegangen war, hatte die Nacht auf Bellersheim zugebracht, und ehe er schied, am andern Morgen noch eine Unterredung mit dem Baron gehabt. Dieser hatte ihm auf Bertha's Bitten warm das Schicksal Friedrich's ans Herz gelegt und es erwirkt, daß er das Versprechen gab, den alten Mann seiner Haft entlassen zu wollen; er deutete daneben auch dem Baron an, daß die Aussagen Bertha's, die in befriedigendster Weise mit denen des Gärtners übereinstimmten, wol hinreichen würden, von einer criminellen Behandlung der Sache absehen zu lassen; was von Friedrich wie Bertha gethan oder besser unterlassen worden, gehöre ins Gebiet der Vergehen — vielleicht auch Rudolf Merk's Handlung, es sei wenigstens anzunehmen, daß sein Richtercollegium dahin entscheiden würde.

Und dann brachte der Baron seinen Tag damit zu, an Derschau seinen langen ausführlichen Brief zu schreiben.

Am Abende kam Otto Frank; ihm mußten die Aufschlüsse, die er erhielt, mehr als selbst dem Baron zu Herzen gehen, da sie ja geeignet waren, störend auf sein Verhältniß zu Bertha zu wirken — es war ihm anfangs, als treffe ihn der Schlag bei allem dem, was er vernehmen mußte, und weniger trafen ihn dabei fast die Thatsachen selbst als die Möglichkeit, daß Bertha ihm sie so lange hatte verborgen halten können. Er hatte Mühe, sich in ihre Gedankenrichtung und ihre Seelenstimmung zu finden, in welcher sie das Geheimniß bewahrt hatte, um nicht den unbefangenen Sinn eines Gatten, eines Bruders mit einer dunkeln Last, einem drückenden Schicksal zu beschweren, während durch rückhaltslose Mittheilung doch nichts gebessert und geändert werden konnte; und worin sie zumal sich gescheut hatte, durch Offenbarung des Geschehenen dem Charakterbilde des Vaters, an welchem sie mit solcher tiefen Innigkeit hing, in der Vorstellung ihres Gatten zu schaden. War sie ja doch selbst über das Maß der Schuld ihres Vaters im Unklaren! Otto Frank aber liebte Bertha zu aufrichtig, um nicht am Ende die Gedanken, welche sie bestimmt hatten, zu verstehen, und

dann auch, sie nur noch höher zu halten und zu verehren um alles dessen willen, was sie gelitten haben mußte, und um des Heroismus ihres Schweigens willen!

Bei dem, was sodann auf Bellersheim erörtert und gesprochen wurde über die Voraussetzung, mit der der unglückliche Branco sich getragen und die ihn zu einem so tragischen Ende geführt, zeigte Frank sich geneigt, an die Wahrheit dieser Voraussetzung, an die Existenz eines von Vorndorf errichteten Testaments zu glauben.

„Nach Herrn von Derschau's Briefe", sagte er, „liegen der Tochter des umgekommenen Mannes Zeugnisse vor, daß Vorndorf wirklich ein Testament zu Gunsten des letztern gemacht hat — von einem Briefe ist, wenn ich nicht irre, die Rede, in welchem Vorndorf selber es meldet; ist es also geschehen, so wird dieser, wenn es ihm Ernst damit war, doch auch den einfachen weitern Schritt gethan haben, der seinem Testament die Gültigkeit sicherte. Er mußte es dazu einfach auf irgendeine Gerichtsstelle tragen und erklären, daß die Schrift seinen Letzten Willen enthalte. Der Richter legte es dann unter Siegel und übernahm es zur gerichtlichen Aufbewahrung, worüber ihm ein Depositionsschein ausgefertigt wurde. Das hat, denk' ich mir, Vorndorf gethan, und zwar, da er zuletzt in Prag wohnte, nicht dort, wo die Sache, soviel ich weiß,

nicht mit solcher Einfachheit abzumachen ist, sondern in Deutschland irgendwo, in einem der Badeorte, die er im Sommer besuchte, in irgendeiner Stadt, die er auf seinen Reisen hin und zurück berührte. Den erhaltenen Depositionsschein hat er an sich genommen, vielleicht ohne viel Gewicht darauf zu legen, ohne eine Vorstellung davon, wie wichtig er werden könne. Vorndorf soll so zerstreut gewesen sein, von Haufen Zeitungsblättern, Stößen von Journalen umgeben, die man nach seinem Tode verbrannt hat — wie leicht kann ein solches Papier daruntergerathen sein? Vielleicht hat er selbst es gebraucht, um sich die Cigarre damit anzuzünden — wie geht ein unordentlicher alter Junggeselle mit Quittungen, Recepisses und solchen Scheinen um! Kurz, Bertha's Vater hat, als er in Prag den Nachlaß übernahm, einen solchen Schein nicht gefunden — aber das beweist nicht, daß ein Testament Vorndorf's nicht vorhanden ist, nicht irgendwo auf dem Gericht eines fernen und uns vielleicht kaum dem Namen nach bekannten kleinen Ortes liegt."

„Aber", rief hier der Oberst lebhaft aus, „muß denn ein solches Gericht nicht sofort ein bei ihm hinterlegtes Testament öffnen und den Anverwandten mittheilen, wenn der, welcher es hinterlassen hat, gestorben ist?"

„Nun ja, sicherlich, es muß die Verwandten vorladen, im Termin die Unverletztheit der Siegel constatiren lassen, das Document öffnen und publiciren — das muß es natürlich! Es ist aber durchaus nicht verpflichtet, alle Civilstandsregister im Heiligen Römischen Reiche und den sämmtlichen Grenzländern zu verfolgen, um zu sehen, ob etwa einer, dessen Letzter Wille bei ihm deponirt ist, das Zeitliche gesegnet hat. Das hieße ihm zu viel zumuthen. Wenn Sie in einem Badeort in Mecklenburg Ihr Testament deponiren und sterben in Görz im Friaul oder in Münster-Maifeld in der Eifel — wie kann das der mecklenburger Richter wissen? Er wartet es ab, bis die Verwandten, oder andere Leute, welche ein Interesse an der Eröffnung des Letzten Willens haben, ihm den Tod notificiren, ihm den Depositionsschein vorweisen und so die Eröffnung veranlassen . . .“

„Und wenn dies nicht geschieht, wenn die Verwandten das Vorhandensein nicht kennen, wenn sie vielleicht auch die Eröffnung und das, was in einem Testament geschrieben stehen kann, nur als für sie nachtheilig fürchten — was dann?“

„Wenn der Richter nichts von dem Tode erfährt, weder durch die Notorietät, noch durch Mittheilung der Hinterlassenen, so läßt er natürlich das Testament da,

wo es aufbewahrt ist, im Winkel seines Depositenschrankes ...“

„Bis in alle Ewigkeit?“

„Das nun freilich nicht“, versetzte Frank. „Die Testamentsfähigkeit eines Menschen beginnt nach seinem vierzehnten Jahre. Die Lebensdauer eines Menschen wird juristisch zu siebzig Jahren angenommen. Er hat also nur sechsundfunfzig testirfähige Jahre zu verleben. Deshalb ist es vorgeschrieben, daß der Richter ein Testament nur sechsundfunfzig Jahre hindurch aufbewahrt. Sind diese verflossen, so muß er annehmen, daß der Errichter desselben gestorben sei, und hat das Testament ex officio zu öffnen und bekannt zu machen.“

Nach dieser Auseinandersetzung mußte man sich nun allerdings für die Möglichkeit entscheiden, daß Vorndorf sein Testament in einer Weise untergebracht habe, welche es jetzt ganz unauffindbar machte, wenn es nicht gelingen sollte, all seinen auch noch so flüchtigen Aufenthaltsorten nachzuspüren im Laufe jener Zeit, aus welcher sein von Derschau erwähnter, nach Veracruz geschriebener Brief stammte. Aber man hatte dazu ja nicht einmal den Anhalt, daß man wußte, aus welcher Zeit dieser Brief herrührte; zunächst war also nichts zu thun, als Derschau um nähere Auskunft über diesen Punkt anzugehen, falls es ihm möglich wurde, es aus

den Briefschaften klar zu stellen, von denen er dem Baron geschrieben hatte. So mußte der Baron denn seinem ersten eben abgegangenen Briefe an Derschau sofort einen zweiten folgen lassen.

Die nächsten Tage vergingen auf Bellersheim in der erregten Spannung auf Nachrichten, auf Nachrichten von Derschau und über die Wirkungen, welche die ihm gegebenen Aufklärungen auf Hermine Branco geübt haben mußten; dann aber auch auf Nachrichten von Rudolf — daß er den Seinen daheim nichts schrieb, sie nichts von seiner Abreise von Rom wissen ließ, war unbegreiflich; es war doch auch in dem, was er, wie Derschau geschrieben, aus den von Hermine Branco ihm mitgetheilten Papieren erfahren, genug vorhanden, was er dem Baron sogleich mitzutheilen sich verpflichtet fühlen mußte. Und dennoch schwieg er und war wie verschwunden, verschollen — auch von Spesser tauchte ja kein Lebenszeichen auf; es war in der That, als ob die beiden Männer sich einander den Garaus gemacht und von der Erde vertilgt hätten!

Die traurigen Ueberreste Branco's wurden auf Anweisung des Gerichtsrathes in der Stille in geweihter Erde bestattet. Die zu ihrer Untersuchung aufgeforderten Aerzte hatten sie in einem Zustande gefunden, worin sich über die Todesursache nichts mehr feststellen ließ —

sie mußten, mit Bertha's Aussage in Uebereinstimmung, sich an die Annahme halten, daß der Schlag, den Gottfried Merk gegen seinen Angreifer geführt, bei diesem einen Nervenschlag herbeigeführt oder eine Blutergießung im Gehirn veranlaßt habe, die durch eine constitutionelle Anlage Branco's ermöglicht worden. Bei der Bestattung war Otto Frank zugegen, und neben einigen andern Personen fehlte auch Herr Kürbißer, der Gensdarm, dabei nicht. Otto Frank schlug mit ihm den Heimweg vom Friedhofe ein, und gegen diesen, den Staatsanwaltssubstituten, war Herr Kürbißer natürlich offenherziger als gegen andere Menschenkinder. Er selbst war vom Gerichtsrath über die erste Auffindung der Leiche vernommen worden und nicht ganz ohne Sorge, inwiefern ihm das bisherige Verschweigen dieser Thatsache amtlichen Verdruß bereiten könne, trotzdem daß er nur dem Befehl Spesser's gehorcht hatte. „Ich habe Last und Mühe und Unruhe genug von der Sache gehabt“, sagte er, „und nun noch mit Verweisen oder Ordnungsstrafen dafür belohnt zu werden, wäre doch gar zu bitter!“

„Was Ihnen doch begegnen könnte“, meinte Frank. „Sie stehen unter dem militärischen Vorgesetzten, was Ihre Führung, Ihre Beförderung u. s. w. angeht; mit Ihren eigentlichen Dienstleistungen und Dienstpflichten

aber sind Sie der bürgerlichen Behörde zugewiesen, und dieser hätten Sie Meldung zu machen gehabt . . ."

„Wohl wahr", fiel Kürbißer ein; „was niemand kann, muß der Gensdarm können, zwei Herren dienen..."

„Sie haben nur zu sehr Einem Herrn gedient. Ihrem Herrn von Spesser, als er seinen Dienstkreis überschritt und sich selbst zu etwas wie einem Untersuchungsrichter machte, was seines Amtes nicht war!"

„Darüber kann ich, der Untergebene, doch nicht urtheilen. Aber Sie mögen recht haben, Herr von Spesser hat das ja nun auch eingesehen, daß er die Sache nicht länger in Händen behalten dürfe, und darum die Anzeige gemacht."

„Herr von Spesser?"

„Wußten Sie das nicht?"

„Ich dachte mir freilich, daß die Denunciation von ihm ausgegangen sein müsse. Eine Andeutung darüber hatte ich nicht. Dem Baron Bellersheim hat der Gerichtsrath es auf seine Frage nicht mittheilen wollen, von wem der Anstoß zu der plötzlichen Untersuchung ausgegangen."

„Es ist so, wie ich sage", versetzte Kürbißer, „mir hat der Gerichtsrath ein Schriftstück von der Hand des Hauptmanns, worin alles angegeben schien, gezeigt, und mir eine Stelle, worin von meinen Ermittelungen

die Rede war, vorgelesen. Er vernahm mich darüber, ob dem allem so sei? Es sei von meinem Vorgesetzten aus Italien eingesendet, sagte er."

„Aus Italien — und haben Sie das Datum dieser Schrift sich gemerkt?"

„Nein, das nicht; auf meine Frage nach dem Grunde, weshalb der Herr Hauptmann gerade jetzt die Anzeige gemacht, gab mir der Gerichtsrath nur die Auskunft, er habe wahrgenommen, daß Rudolf Merk sich durch die Flucht ihm habe entziehen wollen, sei ihm, um ihn nicht aus den Augen zu lassen, augenblicklich nachgereist und habe in Mailand doch seine Spur verloren. Deshalb habe er jetzt von dem ganzen Handel geglaubt schleunig Anzeige machen zu müssen, damit das Gericht steckbriefliche Verfolgung veranlasse."

„In der That!" rief Frank überrascht aus, „das sind ja ganz unvermuthete Aufschlüsse, die Ihnen der Gerichtsrath gegeben hat. Nun freilich, weshalb Ihnen nicht, der so tief eingeweiht war? Mir geben Sie damit eine große Beruhigung. An eine steckbriefliche Verfolgung wird das Gericht nicht denken. Aber ich weiß doch jetzt, daß dieser verschwundene Herr von Spesser sich — wohlauf befindet! Wohlauf genug, um lange und boshafte Denunciationen zu schreiben!"

„Das", versetzte Kürbißer, „dürfen Sie ihm doch

nicht übel nehmen. Nachdem so viel von mir und dann auch wol von ihm nach der Hand noch herausgebracht war, mußte er doch endlich die Anzeige machen?“

Otto Frank antwortete darauf nicht, er eilte, nach Bellersheim zurückzukommen, um Bertha und den Baron von dem, was er erfahren, zu unterrichten; so wenig beide natürlich auch an die Möglichkeit von Derschau's abenteuerlicher Vorstellung glaubten, Spesser könne von Rudolf Merk ums Leben gebracht sein, war ihnen die Auskunft, die das Verschwinden des erstern so einfach erklärte, doch in hohem Grade werth und beruhigend; schon weil der Baron es in einigen Zeilen eines dritten Briefes, den er an Derschau abschickte, diesem sofort zur Aufklärung mittheilen konnte. „Für den Nothfall“, sagte der Baron, „wenn nicht Derschau es schon längst selbst wissen sollte! Spesser wird ihn doch haben von sich hören lassen!“

Achtzehntes Kapitel.

Eine Heimkehr.

Es vergingen die nächsten Tage den Gästen auf Bellersheim, ohne die Briefe zu bringen, die man mit so großer Spannung erwartete; weder schrieb Derschau, ob er Hermine Branco gesprochen und sie aufgeklärt, noch Rudolf, wo in der Welt er geblieben!

Draußen auf den Fluren und in den Wäldern um Bellersheim herum hatte der Lenz seine Fortschritte gemacht; er hatte die Knospen zu Blättern gezeitigt, die Fruchtbäume mit Blüten überdeckt, smaragdgrüne Teppiche über die Wiesen und Ackerbreiten gelegt; leichtsinnige Finken und Hänflinge, Goldamseln und Zeisige schlugen und sangen in den Zweigen, während die praktischen klugen Schwalben sich stumm in rastlosen Zickzackflügen über den jungen Saaten tummelten, um keinen Augenblick für das eine „was noththut" zu verlieren. Man konnte die Nachmittage bereits regelmäßig unter der alten Linde im Schloßhofe

zubringen und danach weitere Spaziergänge unternehmen — wenn sich nicht, wie bei gewissen Windrichtungen regelmäßig geschah, ein Frühlingselement einstellte, das die Freude an diesem ausnahmsweise sonnigen Lenz bitter vergällte. Und dies war der Haarrauch.

Er hatte sich einmal wieder dicht, graugelb, das Licht der Sonnenscheibe dämpfend, abscheulich riechend durch die ganze Atmosphäre verbreitet. Die Bewohner von Bellersheim, die heute einen Spaziergang durch eins der nächsten Gehölze machten und am Ende desselben eine freie Wiesenflur vor sich erblickten, schauten beinahe erschrocken in den häßlichen Nebeldunst, der sich über dieselbe niedergelassen hatte, und der Baron sagte lächelnd:

„Wunderliche Sitte das in unserm gepriesenen Lande hier — den Lenz, den süßen Knaben, sobald er erschienen ist, mit diesem entsetzlichen Moordampf auszuräuchern! Es ist nicht auszuhalten da vor uns, und ich kehre heim!“

„In der That“, fiel Otto Frank ein, „es fehlt uns offenbar ein Gesetz, daß der Mensch sich nicht in die vier Jahreszeiten mischen und sie böslich durcheinandermengen soll. Für die nächste Zeit werden wir nun Wind und Kälte, statt des Lenzes Winter haben!“

„Was wollen Sie", sagte der Oberst, „das ist alles nur Folge der leidigen Thatsache, daß der große Held Wittekind nicht Sieger geblieben ist! Das haben wir in jedem Frühling hierzulande jetzt so bitter zu spüren!"

„Wittekind? Aber ich bitte Sie, Oberst!" lachte der Geheimrath auf.

„Wittekind ist nun einmal Ihr Steckenpferd geworden", sagte der Baron; „ich möchte doch wissen..."

„Wie Sie ihn mit dem Haarrauch in Verbindung bringen", ergänzte der Geheimrath.

„Ganz einfach, lieber Geheimer", versetzte der Oberst. „Wenn Wittekind oben geblieben wäre, so würde unser Sachsenland nicht in die römisch-kirchliche Welt des Mittelalters hineingerissen worden sein; es hätte nichts mit den Kreuzzügen, in welchen sich diese Welt so blutgierig auf das arme ehrliche Sarazenenvolk stürzte, zu thun bekommen..."

„Also hätte es auch kein Sarazenenkorn, keinen «Buchweizen» kennen gelernt und mit sich in die Heimat gebracht!" rief Otto Frank aus.

„Ganz richtig", fuhr der Oberst fort, „also hätte es auch nicht eine Cultur des Sarazenenkorns kennen gelernt, die uns nun hier jährlich die Lenzesblüten

tödtet und die Lenzesdüfte mit ihrem pestilenzialischen Geruch austreibt!“

„Was alles die Schuld von Karl dem Großen ist!“ sagte ironisch der Geheimrath.

„Das ist es auch!“ versetzte der Oberst.

„Aber wollen Sie denn“, entgegnete der Geheimrath, „daß die vielen Tausende von Morgen Mooräcker, welche allein diese Frucht tragen, die Tausende armer Menschen, die davon leben ...“

„Machen die Herren das unter sich aus — ich kehre heim und rette mich ins Haus!“ unterbrach ihn der Baron lächelnd.

Er wandte sich zur Umkehr, und auf dieser Flucht in seine vier Wände begleitete ihn Bertha und auch Otto Frank schloß sich ihnen an, während die beiden andern Herren ihren Spaziergang fortsetzten. Sobald jene allein waren und während sie durch die Allee, welche auf den Edelhof zuführte, schritten, wandte sich ihr Gespräch sofort wieder Rudolf zu. Es war so natürlich, daß Bertha mit jedem dahinschwindenden Tage, der abermals kein Lebenszeichen von ihm gebracht, auf ihre Sorge um ihn zurückkam. Daß er von Rom gegangen, daß er Hermine verlassen, dafür ahnte sie ja den Grund — und der Baron wie ihr Gatte stimmten ihr darin bei; er mußte in den Brief-

schaften, die Hermine erhalten, ein Geheimniß gefunden haben, das ihm keinen Augenblick Rast und Ruhe ließ, bis er zu seiner Aufhellung gelangt; damit hatte er ja auch, wie Derschau geschrieben, seine Abreise bei Hermine erklärt, und an der Wahrheit dieser Erklärung war nicht zu zweifeln; er war ja stets so spontan, so rasch in seinem Handeln; die Mühen der weitesten Reise schienen ihm nichts gegen etwas Beunruhigendes, Bedrückendes, was dadurch beseitigt und aufgehellt werden konnte. Aber wo in der Welt war er jetzt, wohin nur konnte er sich gewendet haben? Man mußte doch annehmen, in Deutschland, wo allein er den Spuren Branco's nachgehen konnte, wo allein nach dem unglücklichen mystischen Testament Vorndorf's zu suchen war! Weshalb aber wendete er sich hier nicht an die, welche ihm zunächststanden, deren Herz voll schwerer Sorge um ihn schlug, und bei denen ihn ja eine Aufklärung über alles erwartete, die — freilich — für ihn schrecklich und niederschmetternd genug war!

Diese Sorge um ihn war für Bertha täglich peinigender geworden und drohte sich ins Unerträgliche zu steigern.

Der Baron tröstete sie damit, daß morgen ganz sicherlich ein Brief mit Nachrichten von Derschau wenigstens eintreffen müsse; und so hatte man das

Haus wieder erreicht und begab sich in den Wohnsalon oben, in welchem bereits die Dämmerung herrschte, die der böse Nebeldunst draußen heute merkwürdig beschleunigt hatte.

Der Baron hatte Bertha vorausgehen lassen, diese aber trat, als sie die Schwelle überschritten, rasch einen Schritt zur Seite, um den Baron voraufzulassen — ihr Blick war auf einen Fremden gefallen, eine großgewachsene Männergestalt, die im Hintergrunde still und wie wartend dasaß. Der Baron schritt ihm entgegen, der Fremde erhob sich langsam, kam langsamen Schrittes ihnen entgegen, und

„Rudolf!“ rief Bertha jetzt, sich an die Brust des Bruders stürzend, mit einem Ton unbeschreiblicher Erschütterung aus.

Rudolf umarmte schweigend seine Schwester, hauchte einen leisen Kuß auf ihr blondes Scheitelhaar und sagte dann, sich zum Baron wendend, mit stockender gedämpfter Stimme:

„Ich bin der Schwester und dem Schwager aus der Stadt, wo ich sie nicht fand, nachgekommen, unter Ihr gastliches Dach, Baron . . .“

„Gott sei gelobt, daß wir Sie haben, Rudolf“, unterbrach ihn, stürmisch seine Rechte ergreifend, während Otto Frank die andere ergriff, der Baron.

„Was ist alles, seit wir uns nicht mehr sahen, über uns gekommen, Rudolf!“ rief Bertha, in Thränen ausbrechend, aus.

„Und hat sich doch aufgehellt, erklärt und geschlichtet“, sagte Otto Frank sanft beschwichtigend.

„Für euch, Schwager, vielleicht“, erwiderte Rudolf mit schmerzlicher Bitterkeit, „für mich nicht! Hätte sich alles geklärt und geschlichtet, wäre ich nicht hier; ich bin nur hier, weil ich — ein verfolgter Verbrecher bin!“

„Ach, scherze mit so schweren Worten, so schweren Dingen nicht!“ rief Bertha aus.

„Ich scherze nicht — meine Worte sind nicht schwerer als meine That — ich habe den Tod eines Menschen auf der Seele — das zuerst, und dann ...“

„Ich bitte dich, Rudolf ...“

„Den Tod Losfeld's — Spesser's — ich habe diesen dämonischen Menschen erschossen — im Duell — und bin hier, um über mich ergehen zu lassen, was der irdischen Gerechtigkeit, die ja auch noch mit mir als Brandstifter zu hadern hat, gutdünkt!“

„Um Gottes willen!“ riefen alle drei Anwesende wie aus Einem Munde, während Rudolf mit den Worten: „So ist es und daran ist nun nichts mehr

zu ändern", sich abwandte, um sich ermüdet und wie kraftlos in einen Sessel fallen zu lassen.

„So haben Sie den Dingen die ärgste Wendung gegeben, die Sie ihnen geben konnten", sagte der Baron; „gerade das war ja, was Derschau in all seinem Verdacht bestätigte, daß er glauben mußte, Sie hätten Hand an Spesser gelegt ... Doch Sie wissen wol gar nicht, was von Ihnen vorausgesetzt ist, was Derschau mir geschrieben, daß ..."

„Ich weiß alles", antwortete Rudolf, „die ganze schicksalsschwere Geschichte. Ich kam nach Rom zurück, ich sprach Derschau — er glaubte mir nichts verschweigen zu dürfen, nichts verschweigen zu brauchen, nachdem er eben Ihren Brief erhalten, der, nachdem Bertha gesprochen, alles aufklärte. Mir aber blieb dort nichts zu thun übrig, als diesen Menschen, der all dies Elend über mich gebracht, der mich hatte verfolgen wollen und der nun eben, verdrossen, daß er die Spur verloren, nach Rom zurückkam, zu fordern. Wir haben uns geschossen und ich habe ihm eine tödliche Kugel durch die Brust gejagt!"

Eröffnungen der Art, wie Rudolf sie eben machte, wenn sie auch noch so vieles unaufgeklärt lassen, pflegen keine Fragen nach dem Detail der Vorgänge

hervorzurufen. Auch auf Rudolf's Worte folgte nichts als erschrockenes Schweigen.

„Und Hermine Branco?“ sagte nur mit zitternder Lippe nach längerer Pause Bertha.

Rudolf antwortete auf diese Frage nicht. Er machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand und sah starr zu Boden.

„Es scheint“, sagte der Baron jetzt sich abwendend und mit gedrücktem Herzen ein paar Schritte, wie um auf- und abzugehen, machend, „es scheint, dies unselige Verhängniß endet gar nicht und entwickelt immer neue schreckliche Folgen! Spesser todt! Von Ihnen erschossen! Und er war doch eigentlich ein redlicher Mensch — daß er keinen Idealismus besaß, sondern statt dessen sein Spürhund-Naturell — dafür konnte er am Ende nichts, es war ihm angeboren, es war sein Instinct!“

„Rudolf“, hub der Baron dann nach einer Weile stehen bleibend wieder an, „Sie sind müde, erschöpft von Ihrer raschen Reise — gehen Sie in Ihr Zimmer, Sie werden das, welches Sie früher einnahmen, unbesetzt finden — gehen Sie, lassen Sie sich von Ihrer Schwester pflegen — Sie werden auch das Bedürfniß haben, sich mit ihr auszusprechen — mit ihr allein! Sorgen Sie für ihn, Bertha, Sie werden

am besten ihm sein geistiges Gleichgewicht wiedergeben können."

Rudolf gab mit einem Kopfnicken sein Einverständniß zu erkennen. Er erhob sich, und Bertha eilte, ihm zur Seite zu bleiben.

„Nur Eins noch, ehe Sie gehen", fuhr der Baron fort. „Sie müssen wissen, fühlen können, wie nahe uns das Schicksal Hermine Branco's geht — wollen, können Sie uns nicht über sie beruhigen — was ich Derschau schrieb, muß sie aufgeklärt haben, daß Sie falsch beschuldigt sind."

„Ich habe Hermine nicht wiedergesehen und werde sie nie wiedersehen, das ist das Einzige, was ich Ihnen sagen kann", antwortete Rudolf halblaut und das Gesicht abwendend.

Sodann verließ er, von Bertha gefolgt, das Zimmer, um den Baron und Frank ohne weitere Aufschlüsse der ganzen Aufregung zu überlassen, die dies plötzliche Erscheinen Rudolf's mit einer neuen Schreckensbotschaft über sie bringen mußte.

„Es ist nur gut, daß er nicht mehr wie verschollen, daß er da ist", sagte Otto Frank. „Dem Gericht gegenüber schon, bei dem irgendein verschmitzter Kopf, der sich schärfer wie andere zu blicken schmeichelt, aus diesem Verschollensein immer doch noch

einen Verdacht für seine stille Ueberzeugung hätte retten können ..."

„Aber jetzt", sagte der Baron, „wo er den unseligen Spesser, dem wir am Ende doch auch wieder die ganze Aufklärung verdanken, umgebracht hat! Verwickelt das nicht wieder die Sache aufs unheilvollste? Wir wissen ja, was alles Derschau geglaubt und angenommen hat; just weil er voraussetzte, Rudolf habe sich Spesser's entledigt. Und nun hat er es wirklich gethan. Werden die Herren vom Gericht, auch die nicht verschmitzten Köpfe, die immer eine aparte Meinung haben wollen, auch die einfacher eingerichteten Leute darunter, nicht Verdachtsgründe daraus herholen, die die Sache aufs neue verwirren?"

„Rudolf", versetzte Otto Frank, „hat uns in seiner Niedergeschlagenheit so wenig von dem verrathen, was eigentlich geschehen ist, daß wir unmöglich daraus klug werden können. Wir müssen abwarten, was wir für Aufschlüsse darüber von ihm erhalten. Fürs erste steht nichts über sein Duell in den Acten."

„Aber die italienischen Behörden werden dafür sorgen, daß es gerichtskundig wird!"

„Schwerlich. Die internationalen Verträge verpflichten sie nicht dazu. Sie wissen, Ehrenhändel ..."

„Desto besser dann! Es bleibt uns ja ohnehin

nichts dabei zu thun als zu warten. Warten, bis Rudolf sich ausgesprochen hat, bis Derschau uns die verlangte Auskunft gibt, bis das Gericht eine Entscheidung gefällt, bis ich weiß, ob ich wirklich diesen Vorndorf'schen Nachlaß, der mir bis dahin auf der Seele brennt, einem armen bemitleidenswerthen, halb gestörten Menschen entzogen habe oder nicht!"

„Und wenn Sie nie zu ganzer Klarheit darüber kämen?"

„Das wäre zum Verzweifeln. Dann bliebe mir nichts übrig, als das arme nachgelassene Mädchen entscheiden zu lassen, was sie wünscht und verlangt, daß geschehe, ob ich den Nachlaß mit ihr theilen soll, ob ich ihn ihr ganz abtreten soll — ich bin, Gott weiß es, nicht gewillt, ihn festzuhalten, wenn ein Mensch in der Welt ist, der mich wegen dieses Festhaltens anklagt!"

„Das ist sehr edel gedacht, Baron", versetzte Frank, „und so dürfen wir ja jedenfalls eine endliche gute Schlichtung wenigstens dieser Angelegenheit hoffen!"

„Hätten wir auch nur die geringsten guten Nachrichten von dem armen Mädchen — ich kann Ihnen nicht sagen, Frank, wie jetzt, wo sich so vieles nach und nach geklärt hat und mir verständlich geworden

ist, diese Hermine meine Gedanken und meine Theilnahme beschäftigt. Daß auch Derschau nicht schreibt!"

Der Geheimrath und der Oberst traten ins Zimmer; sie kamen jetzt ebenfalls von dem Spaziergange zurück, noch immer in der lebhaften Debatte, worin der Oberst den Geheimrath einmal wieder durch seine paradoxe Geschichtsanschauung bis aufs Blut geärgert hatte — jetzt erstarb der Streit sehr rasch, als der Baron ihnen mit der Mittheilung entgegenkam, daß Rudolf Merk da sei und welches Geständniß er über das Ende Spesser's gemacht. Der Geheimrath war darüber nicht wenig erschrocken, der Oberst sagte ruhiger:

„Am Ende war's vorauszusehen — es war die einzige Art, wie diese beiden Männer, Rudolf und Spesser, sich schließlich auseinandersetzen konnten, die einzige Lösung des Conflicts, in den sie beide gerathen mußten, als Spesser einmal seine Denunciation gemacht hatte!"

„Spesser hat doch im Grunde nur im Amtseifer gehandelt", warf der Geheimrath ein; „er hat nicht persönlich Rudolf Merk verfolgt, sondern ist einem Ding auf die Spur gekommen, das wie ein großes Verbrechen aussah, und das hat er mit einer Rastlosigkeit verfolgt, mit einer Spürergabe, die ihm, wenn

er länger gelebt, am Ende seiner Laufbahn die Ehren eines Vidocq in Aussicht gestellt hätte!“

„Im Amtseifer!“ rief der Oberst aus, „ich bitte Sie, Geheimrath, war die ganze Spürerei seines Amtes? Eines Offiziers?“

„Ein Gensdarmerieoffizier muß auch Gensdarm sein können.“

„Dafür werde ich Sie fordern, Geheimrath, für diese Beleidigung des Offiziercorps. Werden Sie so weit gehen, zu behaupten, daß ein Offizier auch seinen Namen abthun darf, um unter einem erborgten sich in die Freundschaft dessen einzuschmeicheln, den er unter seine polizeiliche Ueberwachung genommen hat?“

„Sie müssen aber doch eingestehen, daß ganz furchtbar starke Verdachtsgründe gegen Rudolf Merk da waren, daß Spesser sie einen nach dem andern und immer compromittirender für Rudolf entdeckt hatte, daß er glauben mußte ...“

„Ah bah“, unterbrach ihn der Oberst, „er mußte nichts glauben; wenn er aber etwas Schlechtes glaubte von dem Manne, dessen Freundschaft er in Rom gesucht hatte, so mußte er diesen Mann offen fragen: «Das und das ist zu meiner Kunde gekommen, das und das wälzt den Schein eines Verbrechens auf dich;

und nun sprich du, wie hängt es zusammen, wie erklärst du's?»"

„Das ist eine kindliche Ansicht von der Aufgabe eines Polizeibeamten!"

„Polizeibeamten — Polizisten!" rief der Oberst aus, „nun ja, das ist's eben. Spesser hat sich zum Polizisten gemacht . . ."

„Zugegeben", rief der Geheimrath dazwischen, „aber darum eben hätte Rudolf Merk sich nicht mit ihm schießen sollen — wie kann man sich mit einem Polizisten duelliren?"

„Ich meine", nahm Otto Frank das Wort, „es muß doch jeder das durchaus menschliche Gefühl begreifen, welches meinem Schwager die Waffe gegen den Mann in die Hand drückte, der solchen Schmerz über ihn gebracht. Denken Sie doch an sein durch die Spesser'schen Enthüllungen für ewig gestörtes Verhältniß zu Hermine Branco!"

„Gewiß", versetzte einfallend der Oberst, „und dazu war ja alles aus der bloßen persönlichen Liebhaberei an der Sache, aus der Privatleidenschaft Spesser's hervorgegangen — er machte den Spürer nicht im Dienst einer Pflicht, nicht um der ewigen Sittengesetze und der Gerechtigkeit willen, sondern weil es nun einmal sein Steckenpferd geworden war; machte

ihn, während er, von allem Dienst beurlaubt, nur die Pflicht hatte, sich ruhig zu verhalten und seine Gesundheit zu pflegen — machte ihn als Dilettant — im fremden Lande —"

„Und fordert doch als das letzte Opfer der unseligen tragischen Geschichte unsere aufrichtige Theilnahme", entgegnete unwillig der Geheimrath.

„Als das letzte Opfer?" sagte jetzt der Baron, der in Gedanken versunken auf- und abgegangen war und die beiden Herren sich hatte streiten lassen. „Als das letzte? Wissen Sie so sicher, daß es das letzte sein wird?"

„Nun, ums Himmels willen, wer ..."

„Sie denken nicht an ihn, an Rudolf Merk und seine untergegangenen Lebenshoffnungen selber. Sie denken nicht an — Hermine Branco!"

Dies Wort machte der Erörterung ein Ende. Man schwieg, in Gedanken nur noch mit den Gründen beschäftigt, die man für seine Meinung noch siegreich hätte geltend machen können. Der Oberst, der des Lebens wechselnde Erscheinungen am gelassensten aufzunehmen pflegte, setzte sich an den Spieltisch und fing an, da die Stimmung zum gewöhnlichen abendlichen Spiel fehlte, sich mit den Karten Patience zu legen. Frank und der Geheimrath begannen mit gedämpfter

Stimme das Gespräch von neuem. Der Baron war unterdeß in eine Fensterbrüstung getreten. Hier sah er plötzlich drüben im andern Flügel in seinem Zimmer ein Licht aufflammen — er glaubte Bertha's Gestalt durch die Scheiben der Fenster wahrzunehmen, wie sie sich mit seiner Lampe beschäftigte.

„Es scheint, sie wünscht mich herüber", sagte er für sich, und ging gespannt, was sie ihm mitzutheilen habe.

Neunzehntes Kapitel.

Rudolf's Erlebnisse.

Der Baron fand in der That Bertha drüben seiner harrend; sie hatte die Lampe entzündet, um ihn herüberzurufen, da sie in ihrer Erregung voll Verlangen war, ihn zu sprechen, ohne die andern Hausgenossen zu Zuhörern zu haben. Ihr Bruder hatte ihr gegenüber seine lakonischen Andeutungen so weit vervollständigt, daß sich daraus ein zusammenhängendes Bild dessen, was geschehen, ergab; dann hatte er ihrer Aufforderung, bei seiner großen Ermüdung und der Erschöpfung, die er zeigte, sich niederzulegen und auszuruhen, nachgegeben, und Bertha war darauf, nachdem sie zuerst einige Erfrischungen für ihn herbeigeholt, in des Barons Arbeitszimmer geeilt.

„Ich kann mir genau nach den kargen Aeußerungen Rudolf's, dem zu Muthe zu sein scheint, als risse er sich mit jedem Worte, das er ausspricht, eine neue Wunde auf, ich kann mir genau denken, wie alles ge-

kommen ist“, sagte sie, auf dem Taburet neben dem schweren Arbeits- und Ruhesessel des Barons Platz nehmend, in welchem dieser nun schon so manche räthselhafte und peinigende Frage, von den Räthseln seiner ersten spukhaften Begegnungen an bis heute, zu durchdenken und zu verarbeiten gehabt hatte. „Mein Bruder“, fuhr sie fort, „hatte den Entschluß gefaßt, um der wachsenden Unruhe Hermine Branco's willen, die seit langer Zeit keine Nachrichten von ihrem Vater mehr erhalten, sich selbst auf den Weg zu machen und diesen zu suchen. Hermine hatte von meinem Haften am Hause meines Vaters gehört; das hatte sie sich selber wie eine schlechte Tochter vorkommen lassen und ihre Pein gesteigert — und dieser wollte Rudolf ein Ende machen. Da, bereit zu reisen, hat er eine Botschaft von Hermine Branco erhalten, die ihn plötzlich zu ihr rief. Hinübergeeilt, hat er sie in Thränen über den Papieren gefunden, welche ihr den Tod ihres Vaters als so gut wie sicher verkündeten und zugleich so merkwürdige Bestätigungen dessen enthielten, was sie schon früher Rudolf über jenen Vorndorf'schen Nachlaß gesagt haben mag, ohne ihn dadurch geneigt zu machen, großes Gewicht auf eine chimärisch scheinende Sache zu legen. Jetzt aber, nach dem Durchlesen dieser Briefe, hat alles das ihn natürlich tief ergriffen, nicht

blos um Herminens, um der Sache willen, sondern auch um des Antheils willen, den ihm so nahe stehende Personen wie sein Vater, wie Sie, Herr Baron, am Ende an dem allen haben mußten — und schnell entschlossen, immer zu raschem Handeln geneigt, wie er ist, unfähig, sich in einen Zustand von Ungewißheit und von Harren zu ergeben, hat er Hermine Branco erklärt, er werde sofort nach Deutschland gehen, um auf irgendeine Weise herauszubringen, ob ein solches Testament da, vor irgendeinem Gerichte errichtet oder bei irgendeinem niedergelegt worden sei, und ob irgendeine Schuld oder der Verdacht einer Schuld auf seinen Vater fallen könne, daß er wissentlich oder unwissentlich Branco um das Seine gebracht. Denn da Sie, Baron, alles Juristische, alles eigentlich Geschäftliche meinem Vater überließen, konnte, wenn Branco verkürzt war, allerdings nur mein Vater der Verkürzer, wenn er betrogen war, nur mein Vater der Betrüger sein. Von diesem Gedanken aufgestört und gepeinigt, hat also Rudolf Hermine erklärt, es müsse dem auf den Grund zu kommen sein; das Gerichtswesen in Deutschland sei doch ein organisirtes Ganzes, eine zusammenhängende Ordnung, es seien oberste Höfe, Justizministerien da, durch die man zu Berührungen mit allen einzelnen Stellen gelangen könne — man müsse

nur die Hand auf solch einen Punkt legen, wo die Fäden zusammenliefen — und kurz, von dieser Idee fortgerissen, hat Rudolf — das Nöthigste von seinen Sachen stand ja gepackt — sich sofort auf die Reise begeben."

„So", unterbrach der Baron sie, „haben wir's uns ja auch gedacht und vorgestellt!"

„Nun ja", versetzte Bertha, und fuhr dann in ihrer Erzählung fort. „Rudolf", sagte sie, „hat den nächsten Weg eingeschlagen, über Mailand, über den Gotthard wollen — auf dem Dampfboote aber, das ihn über den Lago-Maggiore brachte, hat er eine Bekanntschaft gemacht, die ihn zur Rückkehr bewogen hat. Es ist das ein noch junger Mann von gewinnendem Aeußern gewesen, mit dem Rudolf sich unterhalten und der sich im Laufe des Gesprächs als ein in Norddeutschland ansässiger Advocat zu erkennen gegeben, der sich eine Ferienreise gegönnt, um die oberitalienischen Seen zu sehen. Rudolf hat ihm von der Angelegenheit, um derentwillen er seinerseits reise, so viel anvertraut, wie nöthig, um sich Raths bei ihm erholen zu können, und der Advocat hat ihm geantwortet, es sei nichts leichter zu erreichen als das, was er wünsche; man müsse sich nur an unsern Justizminister mit der Bitte wenden, in dem officiellen Verordnungsblatt, das

an alle Gerichtsstellen gelange, eine Notiz über den Tod des Herrn von Vorndorf aufnehmen zu lassen mit der Aufforderung an die Gerichte, die Register über die Eintragung von Letzten Willen zu revidiren; sei ein solcher irgendwo vorhanden oder vorhanden gewesen, so müsse er dann schon entdeckt werden. Die betreffende Eingabe an das Justizministerium erbot sich der Advocat zu machen — er erbot sich auch, wenn Rudolf ihm Vollmacht gebe, die ganze Angelegenheit für ihn zu übernehmen und zu betreiben; es sei gar nicht nöthig, daß er selber die weite Reise darum mache und seine Zeit opfere; er könne nur ruhig zu seinen Arbeiten zurückkehren. Nichts war Rudolf willkommener als dies; denn nachdem er, seinem ersten Impulse folgend, von Hermine Branco fortgestürmt war, hatte ihn schon die lebhafteste Sorge und Angst um sie ergriffen, die er mit ihrem Schmerze allein gelassen, hatte er die peinigendste Sehnsucht nach ihr empfunden und zu ihr zurückkehren zu können gewünscht. Des Juristen Anerbieten wurde deshalb mit Freuden von ihm angenommen, die nöthige Vollmacht auf dem Dampfboot geschrieben und ausgestellt — am nächsten Landungsplatz konnte Rudolf erleichtert das Schiff verlassen, um mit dem nächsten zu Thal fahrenden den

Weg, den er gekommen, zurückzumachen — und dann weiter heimwärts nach Rom zu eilen.

„Es war am Abend des fünften Tages nach seiner Abreise von Rom, als er hier bewegt und herzpochend die Stufen zu Hermine Branco's Wohnung wieder hinaufstieg. Eine Dienerin öffnet ihm, die ihm mit trübseligem, gespanntem Gesicht erklärt, er könne nicht vorgelassen werden, das Fräulein sei schwer erkrankt. Zu Tode erschrocken besteht er darauf, sie zu sehen, wenigstens eine bei ihr wohnende Freundin zu sprechen. Diese kommt denn auch, fährt aber erschrocken bei seinem Anblick zurück, erklärt ihm in einer ganz maßlosen Aufregung, Fräulein Hermine liege am Typhus danieder, er solle um Gottes willen gehen, sie dürfe den Ton seiner Stimme nicht hören, es sei die letzte Wohlthat, die er ihr erweisen könne, wenn er rasch gehe, und ehe er sich's versieht, hat sie ihn zurückgedrängt und die schwere Eingangsthür vor ihm geschlossen und verriegelt.

„Er, seiner nicht mächtig, fragt sich, wo er sich über dies unbegreifliche Gehaben zunächst Aufklärung verschaffen könne, und geräth zunächst zu Derschau. Auch Derschau fährt erschrocken vor ihm zurück, muß ihm jedoch endlich Rede und Antwort stehen, muß mit der Sprache heraus, wessen Rudolf angeschuldigt wird.

Derschau wird damals seinen Brief an Sie, Baron, ein paar Tage vorher geschrieben haben; aber die alles aufklärende Antwort, die Sie ihm darauf sandten, konnte ihm noch nicht zugekommen sein. So wirkt das, was er ihm andeutet, auf Rudolf mit der Wucht von Keulenschlägen — es betäubt ihn völlig, er sieht auch fürs erste gar keine Rettung aus diesem Gewebe von Anschuldigungen, Verdacht, Verurtheilungen — nur das sieht er, daß hinter dem Webstuhl dieses Gewebes Spesser sitzt, daß dieser die Spinne inmitten des Netzes, das sich um ihn zusammengeschlagen hat, gewesen — und das Unheil läßt ihn am andern Vormittag Spesser — «Losfeld», wie er, um harmloser zu scheinen, sich in Rom bei Rudolf eingeführt, in einer der stillern Straßen begegnen ..."

„Wo war denn dieser unglückliche Spesser gewesen, wo hat er gesteckt, daß Derschau damals noch in seiner abenteuerlichen Täuschung befangen sein konnte, Spesser sei ..."

Der Baron wurde in dieser Frage, mit welcher er Bertha's Bericht unterbrach, selbst unterbrochen, da sich plötzlich nach raschem Anklopfen die Thür öffnete und Rudolf selber eintrat.

„Ich kann nicht ruhen, wie du willst, Bertha", sagte er. „Ich wußte, daß du hier sein und mit dem

Baron über mich reden würdest. Laß mich selber mit ihm reden — vielleicht — ich habe so lange geschwiegen — thut es mir wohl, zu reden — mit Ihnen, Baron!"

Der Baron reichte ihm gerührt die Hand hin.

„Reden Sie, Rudolf, reden Sie selber", sagte er; „gewiß, es wird Ihnen wohlthun, ganz sich auszusprechen. Sie wissen, Sie können zu mir wie zu einem Vater reden."

„Ich weiß es", sagte Rudolf, „Bertha's und Ihre Güte — sie sind mir geblieben auf dieser Welt — alles andere habe ich verloren, verloren mit dem Muthe zu leben ..."

„Reden Sie nicht so, Rudolf — in welche Lebenslage man auch gerathen mag, Muth bleibt des Mannes Pflicht. Einem Charakter wie Ihnen braucht man das ja nicht zu sagen! Aber Sie sind zu rasch in allem — auch in dieser Verzweiflung an ihrem Leben."

Bertha legte wie beschwichtigend und mit feuchtem Blick zu Rudolf aufschauend ihre Hand auf seinen Arm.

„Denken Sie an Bertha", fuhr der Baron fort, „mit welcher Seelenstärke und Ausdauer sie so lange die peinigendste Lage ertrug!"

Rudolf nahm die Hand seiner Schwester und drückte

sie mit den beiden seinigen. Dann ließ er sich in einen Sessel nieder und sagte:

„Wie viel sie gelitten hat, das weiß ich ja jetzt — doch was sie erlitt, das liegt in ihrer Vergangenheit; mir vernichtet dasselbe Schicksal meine Zukunft . . .“

„Als ob deine vernichtete Zukunft nicht auch die meinige zerstörte“, flüsterte Bertha mit weinenden Augen.

„Lassen wir für jetzt die Zukunft, Kinder“, sagte der Baron weich, „wir werden ja alle suchen, darin unsere Pflicht zu thun gegen andere und gegen uns. Sehen wir, ob für den Augenblick uns eine Aufgabe bleibt! Sie wollten reden, Rudolf, erzählen — sprechen Sie — Ihre Schwester sagte mir von Ihrer Abreise von Rom, von Ihrer Rückkehr dahin, von den Geständnissen, die Derschau Ihnen machte, und Ihrer Begegnung mit Spesser bald darauf . . . Sie trafen ihn auf der Straße?“

Rudolf nickte. „Ich traf ihn“, sagte er, „ich stieß auf ihn beim Wenden um eine Straßenecke — ich schlich vernichtet und ziellos wandernd an der Häuserzeile her — bei seinem Anblick aber begann mein Blut zu kochen, um so mehr, weil ich ihn erblassend zurück-

fahren sah, als ob ich wie die Gestalt seines bösen Gewissens vor ihm auftauche.

„«Sie sind's, Losfeld!» sagte ich mit all der Ruhe, deren ich mächtig war. «Sie begreifen, daß für einen von uns neben dem andern kein Raum mehr auf der Erde ist. Aber zunächst, von dieser Stelle fort, werden Sie zu Derschau gehen, ihn wegen der wunderlichen Sorge, die er sich um Ihr Wohlergehen macht, zu beruhigen. Und dann, dann werden Sie mir mit der Waffe in der Hand Rede stehen.»

„«Ich habe Ihnen keine Rede zu stehen, Rudolf Merk», versetzte er, sich fassend und mit einer Gefaßtheit, die, wie ich bekennen muß, größer war als die meinige; «wer Rede zu stehen hat, das sind Sie, den Gesetzen, den Gerichten.»

„«Ich werde das, verlassen Sie sich darauf! Aber Sie werde ich zu zwingen wissen, mir Genugthuung zu geben.»

„«Sie können keinen Offizier zwingen, sich mit einem Verbrecher zu schlagen», sagte er achselzuckend und schritt rasch an mir vorüber.

„Da stand ich allein mit meiner unsaglichen Wuth und Verzweiflung. Wollte dieser Mensch mich zwingen, an ihm das zu werden, wofür er mich hielt, zum Mörder?

„Ich schlich lange verzweifelnd umher in den einsamen unbebauten Gegenden, deren die alten Mauern der Ewigen Stadt so weite Strecken enthalten. Als ich spät in meine Wohnung zurückkam, wurde mir gesagt, daß ein Monsignore da gewesen, der nach mir gefragt und mich sehr zu sehen gewünscht habe. Auf der zurückgelassenen Karte fand ich Derschau's Namen; er hatte wol im Laufe des Tages ebenfalls Spesser gesehen — zu seiner Beruhigung heil und gesund, und war nun gekommen, um mir zu sagen, daß er wenigstens von einem meiner schwarzen Verbrechen mich lossprechen müsse! Mir war nicht viel an dieser Lossprechung gelegen. Für mich handelte es sich fürs erste nur um das Eine, nur darum, wie ich meinen Feind zwingen könne, mir zu begegnen. In den Willen, mich an Spesser zu rächen, verloren, verbohrten sich alle meine Gedanken, ich war wie von dem einzigen Gefühle beherrscht, es müsse alles wieder gut werden können, wenn ich nur Rache an Spesser nehmen könne! Vielleicht klammerte ich mich auch an diesen Gedanken so fest an, um mich all den verzweiflungsvollen andern zu entziehen, um mich festzuhalten wie an einem Zweig über der wüsten Flut zur Verzweiflung treibender Thatsachen, damit ich nicht versinke darin!

„Ein paar Freunde, ein redlicher Bildhauer und ein

mit kunstgeschichtlichen Studien beschäftigter deutscher Doctor, übernahmen, nachdem ich ihnen die nöthigen Erklärungen gemacht, sich tags darauf zu Spesser zu begeben und ihn nochmals nach allen Regeln zu fordern. Sie kehrten mit der Antwort zurück, daß er sich nun einmal mit mir nicht schlagen werde, daß er Gründe dafür angeführt, die besser unerörtert blieben, aber daß sie mir nicht rathen könnten, weitere Schritte in der Sache zu thun, sondern daß ihnen am besten scheine, ich reise nach Deutschland heim. Ich sah, sie waren von Spesser mit jedem Verdacht gegen mich erfüllt — mir blieb in der That nichts Anderes, nicht Besseres zu thun übrig, als aus dieser Welt, die sich überall gegen mich erklärte, zu weichen und heimwärts zu gehen, um zuerst der Verantwortung vor den Gerichten, womit Spesser mir gedroht hatte, die Stirn zu bieten. Aber ich konnte es nicht — die entflammte Leidenschaft war zu stark — ich mußte an Spesser mich rächen! Es war der Gedanke daran, das Verlangen danach, dieser ausschließliche Drang, ja das, was mich rettete vor dem Untergehen in den Abgrund, den ich unter meinen Füßen ausgehöhlt sah — mich zu rächen war wie ein letzter Zweck, den ich im Leben noch hatte, um dessentwillen ich weiter leben konnte. Gott verzeih mir's, es war ein Stück Wahnsinn, das sich meiner

bemächtigt hatte, ja, ich habe gefühlt, wie einem Wahnsinnigen zu Muthe sein muß — ich war krank, geisteskrank, und die ganze Krankheit warf sich in eine Beule, ein Geschwür, in dies Verlangen nach Rache. Als die beiden, die ich abgesandt hatte, diesen Zustand wahrnahmen — ich sprach ihn laut und drohend genug aus — warnten sie mich. Sie ließen mich voraussehen, daß, wenn ich Schritte thue, die Spesser lästig würden, er Mittel habe, mich durch die Quästur unschädlich machen zu lassen; bewacht und beobachtet, ließen sie mich ahnen, war ich ohnehin schon!

„Als sie gegangen waren, hätte ich weinen können vor unmächtigem Zorn. Und dann, dann kam ein Zustand von Apathie über mich, in welchem ich die Selbstvernichtung als das ganz natürliche und selbstverständliche Ende meines tragischen Schicksals, einer Lage, in welcher sich eben gar nicht weiter leben ließ, betrachtete. Ich saß brütend über diesem Gedanken, bis etwas wie ein Ermannen der Lebenskraft sich in mir geltend machte bei dem Gedanken an Bertha — ich wollte, daß wenigstens zwischen ihr und mir Klarheit werde, von ihr wollte ich Auflösung der Räthsel, die Derschau's Mittheilungen enthalten hatten; sie sollte auch, wenn sie es anders noch nicht wußte, erfahren, was ich für sie gethan und weshalb ich es gethan —

und dann, dann sollte sie später einmal, wenn ich aus dem Leben geschieden, meine Rechtfertigung übernehmen können — auch bei Hermine!

„Ich begann also endlich mich aufzuraffen zu einem Briefe an Bertha. Als ich eine Seite geschrieben, klopfte es an meine Thür und Derschau trat rasch und lebhaft herein.

„Er warf sich auf einen Stuhl und zog einen langen vielblätterigen Brief aus seiner Brusttasche hervor.

„«Ich komme mit einer gewissen Beschämung, oder besser mit einem gewissen Unwillen über mich selbst zu Ihnen, Herr Merk», sagte er. «Es ist Ihnen großes Unrecht geschehen, ich erfahre es eben, bin auch überzeugt davon und will trotz allem, was man noch einwenden könnte, nicht mehr daran zweifeln, Merk! Nicht wahr, Sie, Sie haben nichts geahnt von — jener Katastrophe in Ihrem väterlichen Hause, in der der Vater Hermine Branco's den Tod fand? Ihnen war das Geschehene völlig unbekannt?»

„«Ich habe Ihnen das erklärt, als Sie mir von dem Auffinden eines Erschlagenen, meuchlerisch Gemordeten sprachen —»

„«Und ich habe es Ihnen nicht geglaubt», rief Derschau aus, «habe auf Ihr Reden wenig geachtet,

so sehr stand ich unter dem Einfluß der erschreckenden Thatsache und des Lichtes, in dem sie mir gezeigt war — es ist das mein Theil an dem Unrecht, das Ihnen geschehen ist, und das ich wieder gut machen möchte, wie ich nur kann!»

„«Was haben Sie da — welchen Brief?» sagte ich mit stockendem Athem.

„«Einen Brief aus Bellersheim — vor einer Stunde erhielt ich ihn — er gibt uns die unvermuthetsten Aufschlüsse, Aufschlüsse, die wir Ihrer Schwester verdanken — lesen Sie ihn — Sie können ihn lesen von Anfang bis zu Ende.»

„In der That, der Brief, den ich hastig durchflog, und dann, mich zu Fassung und Sammlung zwingend, wieder las, Ihr Brief, Baron, gab Licht — Licht genug, um einem Menschen, der an mir just nicht zweifeln w o l l t e, die Ueberzeugung von meiner Unschuld zu gewähren.

„«Was mich jetzt», sagte Derschau, als ich tief aufathmend den Brief hinlegte, «was mich jetzt drückt und wahrhaft unglücklich macht, ist, daß ich nicht zu Fräulein Branco eilen kann, daß sie zu krank ist, um das alles fassen und verstehen zu können, um damit erschüttert werden zu dürfen.»

„«Das ist das Bitterste von allem», versetzte ich,

um dann mich abwendend fortzufahren: «Aber zu Einem können Sie eilen und ihn damit erschüttern, wenn er anders bei dem Gedanken an das, was er wider mich gethan, erschüttert werden kann — Spesser können Sie mit diesem Briefe die Nichtswürdigkeit seines Verdachtes und seines Handelns zeigen!»

„«Das will ich!» versetzte Derschau, «ich will es. Ich will ihm zeigen, wie er mit seinem elenden Steckenpferd, dem Verbrechenspüren, sich zu Dummheiten und mich zu verhängnißvollen Voreiligkeiten verführt hat; ich werde in ihn dringen, daß er zurücknimmt, widerruft, was er erklärt, gerichtlich denuncirt hat ...»

„«Seine Denunciation hat die gerichtliche Procedur, von der Baron Bellersheim schreibt, veranlaßt?»

„«Gewiß, nur sie — er hat sie veranlaßt; als er vor zwei Tagen plötzlich und unerwartet bei mir eintrat — kurze Zeit, nachdem Sie bei mir gewesen — machte er mir die Mittheilung davon. Er hatte Sie mit Reisegepäck in einem Omnibus zur Eisenbahn fahren sehen. Rasch entschlossen hatte er sich in einen Fiaker geworfen, um Sie auf dem, was er für Ihre Flucht hielt, zu verfolgen, nicht aus den Augen zu verlieren, bis er, auf deutschem Grund und Boden angekommen, Sie verhaften lassen könne, wozu er bei den italienischen Behörden sich nicht im Stande fühlte;

es fehlten ihm die eigenen Legitimationen dazu, irgendein Beweis, ein Beleg für das, was er als Grund einer Verhaftung vorbringen konnte — er hatte auch eine Scheu, sich mit den italienischen Gerichten einzulassen, weil er nichts von ihrem Verfahren kannte. So folgte er Ihnen, ohne daß Sie es ahnten, und es gelang ihm, bis Mailand auf Ihrer Spur zu bleiben. Im Gewühl dieser großen Stadt verlor er Ihre Spur. Die Hetzjagd hatte ihn überdies ermüdet, er war ihrer überdrüßig geworden; darum setzte er sich hin, arbeitete alles, was er erfahren, entdeckt, erspürt, zu combiniren gewußt, zu einer Denunciation aus und sandte sie an Ihre heimatliche Gerichtsbehörde. Dann kehrte er ruhig über Florenz, wo er ein paar Tage blieb, hierher zurück und erschien bei mir, um mir sein plötzliches Verschwinden, das mich so in Aufregung versetzt hatte und ja allein das Motiv meines thätigen Eingreifens und Micheinmischens gewesen war, so einfach erklärlich zu zeigen. Ihm bereitete es dann eine große Ueberraschung, daß ich ihm mittheilte, wie Sie nach Rom zurückgekehrt und bei mir gewesen seien, und wie ich Ihnen nicht vorenthalten hätte, was er, Spesser, gegen Sie auszukundschaften gewußt und welcher Verdacht auf Ihnen ruhe. Wegen des letztern, wegen dieser meiner Offenheit machte er mir keine

Vorwürfe — jetzt, wo das Eis einmal gebrochen, schade das nichts, es sei ihm auch gleichgültig, setzte er hinzu, da er die Sache nun einmal von Mailand aus schriftlich anhängig gemacht und er nun den Dingen ihren Lauf lassen könne. Er wolle nur dem Gericht nachträglich noch anzeigen, daß Sie wieder hier seien, und es diesem überlassen, ob es bei den italienischen Behörden um Ihre Verhaftung nachsuchen wolle oder nicht. Es war offenbar, daß jetzt, wo ‚das Eis gebrochen' war, wie er sagte, wo er nichts zu erspüren und zu combiniren übrig glaubte, die Sache den stachelnden Reiz für ihn verloren hatte; vielleicht kam, als ich ihm von Herminens schwerer Erkrankung sprach, etwas vom Gefühl der unedeln Rolle, die er gespielt hatte, über ihn; dies Gefühl muß sich jetzt in hohem Grade steigern, wenn er diesen Brief meines Oheims liest; ich werde ihm wenigstens meine Meinung darüber nicht vorenthalten und ihm sagen, wie falsch und verkehrt der Weg war, den er aus persönlicher Eitelkeit, um sich durch eine große Entdeckung auszuzeichnen, einschlug, statt den einfach gesetzlichen zu gehen! Damit ist jetzt freilich leider wenig wieder gut zu machen; das Unglück ist einmal angerichtet, und solange Fräulein Branco's Leben in Gefahr, ist mir selber zu Muthe wie einem Menschen, der unter der

Drohung irgendeines schweren Schlages, in der Ahnung irgendeines über ihn verhängten Unheils umhergeht! Denn denken Sie, wenn ich mir sagen müßte, daß ich die Schuld trage ... aber ich will von mir nicht reden — reden wir von Ihnen, Herr Merk, sagen Sie mir, was ich in diesem Augenblicke für Sie thun kann? Ich bin bereit zu jeder Genugthuung, die Sie von mir wünschen, die ich geben könnte, zu jedem Dienste ...»

„«Zuerst», versetzte ich auf diese mit dem Ausdruck offenbarer herzlicher Theilnahme von Derschau ausgesprochenen Mittheilungen und Versicherungen, die mich fühlen ließen, daß ich ihm bisher wol unrecht gethan, wenn ich sein Wesen und seinen Charakter abstoßend auf mich wirken lassen — «zuerst muß ich einen Dienst jedenfalls von Ihnen verlangen — den, meinen Namen bei meinen Freunden wiederherzustellen. Spesser hat dieselben in einer Weise gegen mich eingenommen, daß es eben nichts Dringenderes gibt, als sie so bald wie möglich aufzuklären. Mit dem Briefe Ihres Oheims da können Sie es — wie die Dinge liegen, ist Discretion nicht mehr möglich — mag das helle Licht der Sonne auf alles scheinen — mir ist es gleichgültig, wenn nur das Licht, in dem mich augenblicklich meine Freunde sehen, ein anderes wird!»

„«Gewiß, gewiß», fiel mir Derschau ins Wort. «Verlassen Sie sich darauf, daß es an mir nicht liegen wird, wenn nicht schon heute allem dem, was bei Ihren Bekannten über Sie geredet werden mag, gründlich Einhalt gethan wird . . . Sie dürfen mir nur sagen, welche Ihrer Freunde Sie zunächst im Auge haben . . .»

„Ich nannte ihm den Bildhauer, den Doctor, auf die Spesser ja zunächst gewirkt hatte. Und daß Derschau sich mit Eifer der Aufgabe, die er übernommen, unterzog, sollte ich noch am selben Tage erfahren. Was über mich hereingebrochen, hatte mich so schwer getroffen, so vernichtet, daß die plötzliche Ehrenerklärung, die Derschau mir ebenso unerwartet gebracht, wie die Beschuldigungen, die er mir unverhüllt ausgesprochen, unerwartet gewesen, daß diese Rehabilitation mich nicht aus dem Zustande von innerlicher Erstarrung, in die ich mein ganzes Wesen versunken fühlte, gerissen hätte; es lag jetzt wie ein Gelähmtsein, ein Gefühl, als ob ich aus der ganzen Welt hinausgestoßen und von ihr in irgendein schreckliches Sein voll Dunkelheit und Oede und schweigender Qual fortgeschleudert sei, auf mir. Die ersten freiern Athemzüge eines rückkehrenden Gefühls von Lebensenergie that ich, als ich wahrnahm, wie ehrlich Derschau Wort gehalten. Noch am Abend

des Tages kamen meine Freunde zu mir, um mir die Hand zu schütteln und mir auszudrücken, wie sehr sie es bereuten, auf Anklagen gegen mich gehorcht zu haben, deren Grundlosigkeit sie, gottlob! so bald in den Stand gesetzt seien zu durchschauen. Und am andern Morgen wurde mir — zu meiner nicht geringen Ueberraschung — die Ehre zutheil, einen deutschen, sich in Rom im Urlaub aufhaltenden Offizier bei mir eintreten zu sehen, der mir von Spesser's Seite die Erklärung brachte, er habe zwar in gutem Glauben, rein der Sache wegen, gegen mich gehandelt, glaube mir jedoch die Erklärung schuldig zu sein, daß er eine Satisfactionsforderung, wenn ich sie wiederholen sollte, nicht mehr ablehnen würde. Es war natürlich, daß ich dieselbe wiederholte ..."

„Und Sie schlugen sich dann mit ihm?" fiel lebhaft der Baron ein.

„Ich schlug mich mit ihm — draußen vor der Porta-Portese, auf dem Monte-Verde; wir wechselten zwei Kugeln erfolglos, die dritte traf ihn in die Brust — der Arzt erklärte die Wunde für hoffnungslos, und ich wurde von meinen Freunden in Hast und Eile nach der Magliana, der benachbarten Eisenbahnstation, geleitet, von wo ich — hierher, heimwärts eilte!"

„Das ist das Beste bei Allem!“ sagte der Baron, bewegt aufspringend, „so wissen wir Sie doch wohl und geborgen! Und hier können wir ja nun abwarten, daß sich alles schlichtet, wie es sich schlichten muß und wird! Wir wollen mit Frank besprechen, was beim Gericht von Ihnen gethan werden muß! Ob es nöthig ist, ihm Anzeige von dem Duell und seinem Ausgange zu machen oder nicht. Ich denke nicht . . .“

„Frank wird es wissen“, entgegnete Rudolf gleichgültig.

„Und Hermine?“ sagte nach einer Pause mit einem wie scheuen Blick in Rudolf's Züge Bertha . . . „Du hast nichts mehr von ihr vernommen, von der Wendung, die ihre Krankheit genommen? Sie wird nicht daran gestorben, nicht todt sein? . . .“

„Nicht todt“, versetzte Rudolf aufstehend und ans Fenster tretend, wie um die Bewegung seiner Züge zu verbergen, „nicht todt! Das wolle Gott nicht! Müßte nur ich nicht todt sein für sie!“

Rudolf sprach diese Worte gedämpft und leise, aber es lag in dem Ausdruck derselben ein Seelenschmerz, dem gegenüber der Baron wie Bertha fühlten, daß Worte, die beruhigen und trösten sollten, hier nicht am Platze seien. Sie schwiegen beide, Bertha nur

ging, sich neben den von ihr abgewandt in das Abend-
dunkel draußen schauenden Bruder zu stellen, um die
rechte Hand auf seine Schulter und ihr blondes Haupt
an seinen Arm zu legen.

Zwanzigstes Kapitel.

Vorndorf's Letzter Wille.

„Daß sich alles schlichtet, wie es sich schlichten soll und wird", hatte der Baron gesagt. Die nächsten Tage vergingen jedoch auf Bellersheim, ohne es irgendwie zu solchem beruhigenden Ende aller Aufregungen zu bringen. Von Derschau traf ein Brief ein, der zwar wegen der äußern Folgen von Rudolf's Duell beruhigend wirkte. Die italienischen Behörden hatten die gewöhnlichen Erhebungen gemacht, die gesetzlichen Maßregeln getroffen, die in solchen Fällen vorgeschrieben sind, dann aber, da der Hauptschuldige sich flüchtig jenseit der Grenzen geborgen hatte, die Sache auf sich beruhen lassen und auch die Secundanten Rudolf's und Spesser's nach einmaligem Verhör nicht weiter belästigt. Die Fremden sind eben in der Ewigen Stadt ein zu wichtiges und bedeutsames Element, als daß man nicht glimpflich mit ihnen umginge. Für Rudolf hatte

die Sache die einzige Folge, daß Derschau ihm von einer Rückkehr in den ersten paar Jahren abrieth.

Aber weniger beruhigend waren die Nachrichten, die Derschau von Herminen gab. Sie war noch immer nicht außer Gefahr, ihre Krankheit eins jener schweren Fieber, die zu den Dingen gehören, welche die Schattenseite des alten Zauberlandes bilden, in dem neben so viel Schönheit und berückendem Reiz auch so manche Schlange unter dem Blütenstrauch liegt!

Da Rudolf nach diesen Nachrichten über Hermine nicht fragte, da ein eigenthümliches Siegel seine Lippen für diesen Namen zu verschließen schien, sodaß er ihn nie aussprach, theilte Bertha sie ihm auch nicht mit — sie konnten nichts dazu beitragen, die innerliche geistige Lähmung zu heilen, in welcher er müßig, sich isolirend und schweigsam die Stunden dahinschleichen ließ.

Otto Frank war in die Stadt zurückgereist und verwandte sich dort für die beschleunigte Erledigung der Untersuchung, welche über Bertha und Friedrich und Rudolf hing. Diese war denn auch bald zu Ende geführt. Man hatte gerichtsseitig sich mit der Behörde der Stadt in Verbindung gesetzt, in welcher Rudolf sich zur Zeit des Todes von Gustav Branco auf der Akademie befunden, und diese hatte die Aus-

kunft geben können, daß nach den Aussagen der gerichtlich vernommenen Wirthsleute Rudolf's dieser in jenen Tagen sich ohne Unterbrechung anwesend befunden habe. So lag denn in dieser Beziehung auf den Tod Branco's nichts gegen Rudolf vor; nur Friedrich und Bertha traf der Vorwurf der Verheimlichung, und wegen dieser traf beide eine Polizeistrafe, welche durch Geld verbüßt werden konnte.

Aber auch wegen der andern gegen Rudolf vorliegenden Beschuldigungen erkannte das Gericht nur auf eine Polizeistrafe. Es fehlten seiner That all die Erfordernisse, die zum juristischen Begriffe der Brandstiftung gehören, der „rechtswidrige Vorsatz", das „gefährliche" Anzünden einer Sache.

Rudolf nahm die ausgesprochene Geldstrafe gleichgültig hin, wie er auch gleichgültig Otto Frank's Mittheilung aufgenommen hatte, daß er wegen des Duells mit Spesser sich selbst dem Richter zu stellen nicht verbunden sei. Bewegter zeigte er sich, als eines Tages ein anderes officielles Schreiben von sehr juristischem Aussehen auf Bellersheim einlief, das die Reise über Rom gemacht hatte, um ihn zu finden, obwol es aus einer Stadt Norddeutschlands kam. In Rom mußte es von seinen Hausleuten Herrn von Derschau gebracht worden sein, denn dieser hatte es neu couvertirt und

nach Bellersheim adressirt. Es enthielt Nachrichten von dem jungen Advocaten, dem Rudolf auf dem Lago-Maggiore begegnet war, und den er mit den erwähnten Nachforschungen beauftragt hatte. Dieser schrieb, daß sein Schritt beim Justizminister zu einem glücklichen Ergebniß geführt habe: es sei im Ministerium die Meldung des Gerichts zu Warmbrunn in Schlesien eingelaufen, daß das gesuchte Testament im dortigen Depositum beruhe, und daß, sobald sich die Angehörigen des Depositars mit einer Bescheinigung seines Todes dort meldeten, Termin zur Eröffnung angesetzt werden würde. Der Baron stellte nun die nöthigen Vollmachten für den Advocaten aus, um als nächster Angehöriger durch diesen vertreten werden zu können, und nach weniger Tage Verfluß übersandte dieser zwei Abschriften des Testaments, eine für den Baron und eine für Rudolf zur Uebermittelung an Hermine.

Der Inhalt des Testaments lautete ganz so, wie Branco es vorausgesetzt, wie es Vorndorf diesem zugesichert hatte! Vorndorf sagte darin, daß er in seiner isolirten Stellung in der Welt gegen niemand auf Erden Verpflichtungen habe, die andere seien als die der Dankbarkeit für Wohlthaten, welche er auf seiner viel umherirrenden Lebensbahn empfangen habe; unter diesen stände obenan die, welche ihm sein Freund Gustav

Branco, den er in Mexico kennen gelernt, erwiesen habe, weil er ihm nicht allein eine lange Zeit hindurch ein treuer Reisekamerad und Freund gewesen, sondern auch ihm durch sein rechtzeitiges Zuhülfekommen und sein blindes Dreinschlagen auf drei verzweifelte Strolche, die ihn in den Straßen von Oaxaca überfallen und ihm mit ihren Messern ans Leben gewollt, ganz allein und mit eigener Gefahr das Leben gerettet habe. So setze er denn Gustav Leberecht Branco, Geschäftsmann in Mexico, gegenwärtig in Veracruz domicilirt, zum Universalerben ein; oder falls dieser bei seinem Hinscheiden schon aus dem Leben gegangen sein sollte, dessen Tochter Hermine Luise Branco. Das in Werthpapieren zum Betrage von etwa fünfundfünfzigtausend Thalern bestehende Vermögen, was er hinterlasse, solle gänzlich und unverkürzt danach an den Universalerben ausgeliefert werden; dem einzigen Verwandten, den er besitze, dem Baron Bellersheim, vermache er als Andenken seinen übrigen Nachlaß, die Gegenstände, welche er von seinen Reisen mitgebracht, Uhren, Waffen, Schmucksachen u. s. w. Doch wolle er, daß ein werthvoller Ring mit einem großen Opal darin der Besitzerin einer Fremdenpension in Montreux, einer Frau Josephine Delvaux zugesandt werde, die ihn vor Jahren in ihrem Hause während einer längern Krankheit mit großem Eifer gepflegt habe.

Dieses Testament war in Prag niedergeschrieben und von dort datirt. Um des weniger einfachen Verfahrens vor den österreichischen Gerichten willen mußte Vorndorf es jedoch, wahrscheinlich auf den Rath eines Juristen hin, an sich behalten und dann bei Gelegenheit einer Badereise nach Warmbrunn in Schlesien es erst hier bei einem preußischen Gerichte deponirt haben — dies war die einzige, aber auch sehr einfache Erklärung, weshalb es sich im Deposito gerade dieses Gerichts befunden. Wohin der Depositionsschein, den er erhalten haben mußte, gerathen, blieb vollständig unaufgeklärt; er mußte einfach untergegangen sein, weil Vorndorf keinen Werth darauf gelegt und ihn behandelt hatte wie irgendeine andere Quittung oder Bescheinigung über abgemachte Dinge.

„Ich hätte also", sagte der Baron, als er dieses Testament gelesen und gründlich durchstudirt, „ich hätte also jetzt sofort die Werthpapiere aus dem Nachlasse Vorndorf's an Fräulein Hermine Branco zu übergeben — es sind nebenbei nicht fünfundfünfzig, sondern siebenundfünfzigtausend Thaler, da Merk die ursprünglichen fremdländischen Papiere, denen er nicht traute, vortheilhaft in deutsche umgesetzt hat — und den Opalring an Frau Delvaux in Montreux zu senden . . . wahrhaftig, es scheint mir ein geringer Preis für die endliche Seelen-

und Gewissensruhe, die ich mir damit erkaufe! Ich werde den Augenblick segnen, in welchem das Packet nach Rom abgeht. Wollen Sie Fräulein Branco das Testament senden, ihre Verfügung, wie das Geld ihr übermittelt werden soll, einholen, Rudolf?"

Rudolf fuhr bei dieser directen Frage des Barons, die er nicht erwartet haben mußte, zusammen und wandte sich schweigend ab.

„Sie vergessen", sagte Bertha, wie zur Schutzrede für dieses Benehmen, „daß Hermine in einem Zustande ist . . ."

„Desto weniger ist zu säumen", fiel der Baron ein, „ihr eine Nachricht zukommen zu lassen, die jedenfalls doch sie erfreuen wird. Und legte sie auf das Erhalten des Geldes auch nicht mehr Werth wie ich auf den Verlust desselben — schon um der Rechtfertigung ihres Vaters willen, die doch auch in diesem Testament liegt, muß es sie in hohem Grade erfreuen, und Freude ist die beste Medicin — es wird ihr wohler thun als alle Recepte ihrer Doctoren — ihre Krankheit wird jetzt auch ein gutes Ende nehmen, glaubt es mir, ich habe das bestimmte Vorgefühl davon, es wird auch diese Sorge von uns genommen werden, und dann ist ja alles glücklich geschlichtet!"

„Hoffen wir es! Und du, Rudolf, kannst", sagte

Bertha, „das Testament ja an Derschau senden, daß er bei Hermine den richtigen Augenblick wahrnimmt...“

„Ich will das thun, sogleich!“ sagte Rudolf hastig und verließ das Zimmer, als ob er den weitern Erörterungen entgehen wolle.

Als Bertha ihn darauf allein sah, legte sie leise die Hand auf seine Schulter und fragte, ihm ins Auge blickend:

„Du willst wirklich an Hermine nicht selbst schreiben?“

„Kann ich das? Sag' du selber es!“

Bertha schwieg, sinnend zu Boden blickend.

„Der gute Baron“, fuhr Rudolf schmerzlich lächelnd fort, „er glaubt, es müsse alles sich glücklich schlichten. Glücklich! Wo ich, mit einem unrettbar vernichteten Leben, vor einer Thatsache wie vor einem plötzlich mir vor die Füße geschleuderten Felsblock stehe, der mir den Weg abschneidet, auf dem ich durchs Leben weiter schreiten könnte!“

„Ich weiß nicht, was ich dir darauf erwidern soll, Rudolf“, sagte Bertha halblaut. „Wenn ich mich in Herminens Lage versetze, dann freilich ist mir klar in die Seele geschrieben, daß ihr getrennt seid für immer und ewig. Und doch auch nicht immer habe ich dies innerste Gefühl; doch gibt es Stunden, in denen meine

Gedanken wie eine ganz andere Strömung annehmen — Stunden, in denen ich mir nicht weniger klar denkend und richtig empfindend vorkomme als in jenen andern…"

„Und dann?" unterbrach Rudolf seine Schwester mit einem bittern Lächeln.

„Und dann, dann ist mir, als sei dem nicht so. Dann stell' ich mir euch vor als zwei Herzen, die sich nun einmal gefunden und einander hingegeben haben; als zwei Menschen, die sich nun einmal Treue für immer und bis ans Ende gelobt haben. Seit dem Augenblicke, wo dies geschehen ist, gehört ihr zueinander unauflöslich und wie ein Herz und eine Seele. Was geschieht, was Gutes oder Schlimmes oder Fürchterliches sich ereignet, ihr habt es zusammen zu tragen. Diese heilige Pflicht des Zusammenseins, des zusammen das Leben und alle Schicksale, welche auch kommen mögen, Ertragens, ist ja gerade der sittliche Untergrund jedes Bundes…"

„Und so meinst du", fiel Rudolf mit demselben bittern Lächeln ihr ins Wort, „so meinst du, wir beide zusammen müßten ganz gefaßt zum gemeinsamen Tragen auf unsere Schultern das Schreckliche nehmen, daß mein Vater meinen Schwiegervater, daß Herminens Schwiegervater ihren Vater ums Leben gebracht hat?"

Bertha schwieg bei dieser unvermutheten Wendung,

die etwas so hart und schroff Ausgesprochenes hatte. Im Grunde aber lag nichts darin, was sie erschreckte, im Gegentheil, es lag eine Andeutung darin, daß Rudolf die Dinge auch schon wol von ihrem, von Bertha's Standpunkt aus angesehen hatte; es gab eine Hoffnung, daß diese Art der Anschauung wenigstens bei ihm noch einmal die bestimmende endgültige werden würde.

Rudolf aber fuhr nach einer Pause fort:

„Es sind das alles Sophistereien, mit denen nichts auszurichten ist wider das einfache natürliche Gefühl, dessen erster Impuls schon das Rechte trifft und für immer entscheidet. Dieses Gefühl sagt Hermine, daß für immer und ewig der Sohn des Mannes, der ihren Vater erschlug, ihr ein Fremder bleiben muß!“

„Der ihren Vater erschlug!“ antwortete Bertha mit einem vorwurfsvollen Ton. Aber sie setzte nichts hinzu, um, was er gesprochen, zu entkräften. Nur mit einem tiefen Seufzer fuhr sie nach einer Pause fort:

„Dann, und wenn du für immer daran festhältst, dann ist freilich weiter nichts zu sagen, als: der Himmel legte die Leidenschaft der Liebe uns nicht in die Brust, daß wir dadurch Sklaven würden. Du mußt dann vergessen lernen, um deine innere Freiheit wiederzufinden, jedes Menschen höchstes Gut und des Künstlers erste Lebensbedingung!“

„Ich bin kein Künstler mehr", versetzte Rudolf. „Was den Künstler macht, ist in mir zerbrochen. Um malen zu können, brauche ich Licht; um mich ist es dunkel geworden, dunkel alles. Ich würde meine Kraft wiederfinden, neuen Lebensmuth schöpfen können, wenn mir der Tod Hermine entrissen hätte, ja, wenn ich sie verloren hätte durch eine Untreue, durch ein innerliches Zerwürfniß, das uns geschieden hätte. Dem Schicksal muß der Mensch sich beugen können. Aber dem, was andere Menschen in ihrer Leidenschaft gethan haben, zum Opfer fallen, der Väter Schuld, die mich nichts angeht, büßen zu sollen, darein finde ich mich nicht — dieses Gesetz, daß der Väter Schuld an den Kindern heimgesucht wird, ist ein so empörender Widersinn, daß ich in der Welt, in der es herrscht, mich nicht mehr heimisch finde, daß diese Welt mir zu einem mir verhaßten Schauspiel geworden ist, dem ich je eher desto lieber den Rücken wenden möchte — von dem ich nur noch feindselige Eindrücke empfange, wie ich selbst es verfluche! Und für diese Welt sollt' ich mich noch länger als Künstler zu erhalten suchen? Freiheit! Was ist mir Freiheit! Der Weg zur Freiheit reizt mich nicht. Viel eher der Weg zum Ende, die Vernichtung!"

Rudolf ging nach diesem nicht laut und stürmisch,

sondern wie mit gewaltsamer Selbstbeherrschung gesprochenen Ausbruch seiner Verzweiflung hinaus. Bertha blickte ihm erschrocken, tief erblaßt nach.

„Wie rette ich ihn!“ flüsterte sie mit bebenden Lippen.

Denn daß sie, sie ihn retten müsse und allein retten könne von dieser Verzweiflung, das stand ihr tief ins Bewußtsein geschrieben, wie durch eine innere Stimme, die ihr keinen Moment der Ruhe mehr ließ, und die durch keine tröstende Hoffnung beschwichtigt wurde, kein Vertrauen auf die heilende Macht der Zeit, die Flüchtigkeit menschlicher Leidenschaften, die Vergänglichkeit solch eines Gefühls, wie es heute noch in Rudolf stürmte... und was sie sonst noch sich hätte vorsagen können!

Bertha war wie Rudolf noch immer auf Bellersheim. Otto Frank hatte wiederholt seinen Wunsch ausgesprochen, daß seine Gattin zu ihm in die Stadt zurückkehre; aber was sollte Rudolf in seiner jetzigen Stimmung in der Stadt beginnen, wohin da mit ihm! Hier in Bellersheim war er nicht gezwungen, in fremde Menschengesichter zu blicken und sich Zwang aufzuerlegen. Es gab auch hier noch für einige Stunden am Tage etwas, was wie eine Beschäftigung aussah — der Baron wußte dafür zu sorgen, indem er, mit einem schlauen Blick des Verständnisses in Bertha's Augen,

ihm das eine mal von einer Mappe voll Kupferstichen sprach, die er nach den Schulen geordnet und gesondert zu sehen wünsche, und dann bald nachher auch richtig selber in Rudolf's Zimmer hinüberschleppte, wie um ihn mit einer Art von sanfter Gewalt zur Arbeit zu zwingen; oder ihm ein anderes mal eine gründliche Untersuchung über irgendein Bild, welches er besaß, abverlangte, ob es wirklich ein Original, aus welcher Zeit des Meisters es stamme, welche Repliken davon existirten — was dann alles zu Studien und zum Nachschlagen in allerlei Büchern zwang.

Endlich lief denn auch ein Brief von Derschau ein mit den ersehnten Nachrichten über Hermine. Derschau hatte seit Rudolf's Ankunft erst einmal wieder geschrieben; er hatte seinem Verwandten von den letzten Augenblicken und dem Ende Spesser's, den man an der Pyramide des Cestius still zur Ruhe gebracht, berichtet; über Hermine aber nur gesagt, daß ihr Zustand fortdauernd bedenklich sei, und daß er sie deshalb noch nicht habe sprechen können; daß er nur Fräulein Weber, ihre Freundin, unterrichtet habe von den Aufklärungen, welche er von daheim erhalten, damit sie von ihnen im richtigen Moment bei Hermine Gebrauch mache. Heute aber schrieb er Erfreuliches und Beruhigendes, Hermine war außer Gefahr; der Arzt hatte ihm zuge-

sichert, daß er für die Genesung, wenn nichts heftig Störendes dazwischenkomme, einstehen könne; Derschau hatte auch Hermine selbst sehen, selbst sprechen können, und sich persönlich seines Auftrags bei ihr entledigt, ihr die Auffindung von Vorndorf's Letztem Willen mitzutheilen. Sie hatte lebhafte Freude darüber geäußert, daß sich nun also am Ende ihres Vaters Recht so klar herausgestellt, daß niemand mehr sagen könne, er habe sein Leben an eine Chimäre gesetzt! Um mit ihr über den Gegenstand des Testaments, das ihr zufallende Vermögen und die Art und Weise, wie sie es sich ausgeliefert und übersandt zu sehen wünsche, um darüber mit ihr zu reden und eine Entschließung ihr zuzumuthen, war sie freilich noch zu schwach gewesen, Derschau mußte das auf ein anderes mal verschieben! –

Diese Meldung rief auf Bellersheim eine große Freude hervor, selbst Rudolf's Stirn klärte sich auf; und am Abend, als der Baron mit Bertha allein im Wohnzimmer zusammentraf, sagte er:

„Ihr Bruder hat nun das erhalten, dessen Abwarten ihn allein hier festgehalten hat: die Beruhigung seiner verzweiflungsvollen Sorge um Hermine. Es ist jetzt Zeit, daß wir auch bei ihm eine Cur beginnen. Hier in der Thatlosigkeit, der Einsamkeit, kann er nicht genesen. Er muß fort in die Welt, an die Arbeit.

Wie zwingen wir ihn dazu? Durch die Arbeit allein kann er seinen Lebensmuth wiederfinden!"

„Wie recht haben Sie da!" versetzte Bertha seufzend, „aber wie ist es möglich, ihn der Arbeit wieder zuzuwenden? Er darf ja nach Rom nicht zurückkehren, wo er unter seinen begonnenen Werken, unter den mitstrebenden Bekannten am ersten wieder dazu gelangen könnte, seine Gedanken auf die Arbeit zu concentriren."

„Man müßte ihm hier", versetzte der Baron, „irgendeinen Auftrag geben, der ihn reizte, interessirte ... wenn er nicht ein so heillos profanes Genie wäre, würde ich ihm den Vorschlag machen, die alte Hauskapelle mit allen möglichen Fresken auszumalen. Was meinen Sie dazu?"

Bertha schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf dazu.

„Ich fürchte, solch ein Auftrag verlockt ihn nicht, Baron", sagte sie. „Ihre Güte wird ihn rühren, der Auftrag selbst aber ihm so sehr ein bloßer Ausfluß Ihrer Güte erscheinen, daß er ihn gewiß nicht annähme. Wir müssen etwas anderes ausdenken. Lassen Sie mir Zeit, noch ein wenig Zeit dazu, wollen Sie?"

„Gewiß", versetzte der Baron seufzend. „Sie werden ja auch das Rechte schon finden. Ich weiß es ja voraus, daß wir's Ihnen danken werden, wenn alles ein gutes Ende nimmt!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eine fromme Lüge.

Es mochte drei Wochen später sein. Hermine war genesen, das wohlthuende, alle Seelenkräfte hebende Gefühl der zurückkehrenden Gesundheit, das sich jetzt täglich wachsend bei ihr eingestellt, hatte eine Art stiller beschaulicher Stimmung hervorgerufen und in ihr herrschend gemacht. Diese half ihr hinweg über diese Zeit, wo sie nun von Derschau jede Aufklärung erhalten und wo sie doch nun nicht anders konnte, als allem Geschehenen fest ins Auge zu blicken, sich den ganzen Umfang alles dessen, was sie betroffen und was ihre jetzige Lage geschaffen, klar zu machen. Ihre treue Freundin Fräulein Weber, die alle ihre Thätigkeit außer dem Hause, in den Galerien, fürs erste aufgegeben hatte, um sie keinen Augenblick allein zu lassen, war erfreut zu sehen, wie gefaßt und ruhig Hermine über alles Nächstliegende, über alle kleinen Interessen des

Tages mit ihr sprach, wie klar und still es in ihrer Seele zu sein schien. Der Name Rudolf's kam freilich nie über ihre Lippen.

„Sie wird ihn vergessen", dachte Fräulein Weber im stillen schon.

Sie saßen heute beide auf der kleinen mit einem Rankengewächs übersponnenen Terrasse, die an ihre Wohnzimmer stieß. Hermine ruhte in einem weichen Armsessel und blickte träumerisch auf die hübsche kleine Grotte am Ende der Terrasse, wo in ein mit grünen Pflanzen umstelltes Bassin ein Brunnen niederplätscherte. Fräulein Weber saß daneben an einem Tisch und zeichnete. Ein weicher Duft zog von den blühenden japanischen Mispelbäumen des Nachbargartens, der tief unter ihnen lag, von Zeit zu Zeit über die Terrasse fort.

„Wohin sollen wir morgen unsere Spazierfahrt richten?" fragte Fräulein Weber nach einer Pause des Gesprächs. „Ich denke — es ist morgen Sonntag — wir fahren zu Magnani hinaus, gewiß sind die Freunde da versammelt, die du dann wieder einmal begrüßen könntest, es würde für sie ein Freudenfest sein . . ."

„Aber nicht für mich!" versetzte leise Hermine.

„Für dich nicht?"

„Nein — ich könnte ja doch nicht unbefangen unter sie treten; nicht frei von den Gedanken an alles das,

was ihnen bei meinem Erscheinen durch den Sinn ginge."

Fräulein Weber schwieg.

„Wir wollen", fuhr Hermine nach einer Pause fort, „uns das theuere Ausfahren jetzt auch ersparen. Ich bin genug gekräftigt, um gehen zu können; laß uns morgen zur Musik auf den Pincio gehen. Werde ich zu ermüdet, so gibt's dort ja Bänke und ich habe ja deinen treuen Arm, gute Christine."

„Du vergißt, daß du jetzt eine Erbin bist, Hermine, und des Sparens nicht mehr bedarfst!" warf Fräulein Weber lächelnd ein.

Da Hermine nicht antwortete, fuhr sie nach einer Weile fort:

„Hast du noch gar keine Plane gemacht, wie du deines Reichthums froh werden willst? Wie denkst du über eine hübsche Reise, die nicht ganz des Vergnügens wegen gemacht würde, sondern auch dich in deinen Studien förderte? Zum Beispiel nach Griechenland? Oder nach Sicilien?"

„O, ich denke nicht an Reisen", rief Hermine mit einer gewissen Heftigkeit aus.

Fräulein Weber war durch diese Heftigkeit überrascht. Hermine hatte vor ihrer Krankheit ein so stürmisches Verlangen geäußert, nach Deutschland zu reisen, um

das Grab ihres Vaters zu besuchen. Daran dachte sie also auch nicht mehr? Nun ja, es war erklärlich, daß sie dort Begegnungen fürchtete, die sie scheute! Aber sich den Eindrücken, die ihr ihre Umgebung auch hier machen mußte, zu entziehen, wäre doch ein natürliches Verlangen gewesen! Nach einer Pause antwortete Fräulein Weber:

„Die heißen Monate hindurch werden wir doch eine frischere, kühlere Luft aufsuchen müssen. Was meinst du zu Sorrent?"

„Wenn du es sehr wünschest, gehen wir nach Sorrent", versetzte Hermine zögernd; „ich, was mich angeht, fürchte die Sommermonate hier nicht, ich würde am liebsten ruhig hier bleiben."

„Hier?"

„Nun ja, hier; begreifst du das nicht?"

Fräulein Weber schüttelte den Kopf.

„Nicht ganz", sagte sie. „Du hast hier sehr viel gelitten ... in diesen Räumen ein so schweres Schicksal durchkämpft ..."

„Das habe ich", unterbrach Hermine sie halblaut, „aber doch nicht blos gelitten!"

Fräulein Weber verstand sie jetzt. Sie schwieg und überdachte im stillen, ob es besser sei, daß sie Hermine hier in einer Umgebung lasse, wo alles sie an ein un-

wiederbringlich verlorenes Glück erinnerte, oder ob sie ihr zureden müsse, diese Räume, diesen Ort zu verlassen, die es ihr erschweren mußten, zu dem zu gelangen, was nun ihr einziges Heil war: das Vergessen.

„Wenn wir auch für die Sommermonate gehen sollten“, hub Hermine nach einer Pause wieder an, „diese Wohnung würde ich unter keiner Bedingung aufgeben, im Herbst müßten wir jedenfalls zu ihr zurückkehren. Und unterdeß, während wir abwesend wären, sähe ich sie gern mit etwas Neuem bereichert ... mit etwas, worauf ich mich dann bei der Rückkehr freuen würde ... Wenn du, liebe gute Christine, mir das so ganz im stillen, ohne nur viel davon zu reden, verschaffen könntest, wolltest — du glaubst nicht, wie dankbar und glücklich du mich dadurch machtest ...“

„Du machst mich neugierig, Hermine, was könnt' es sein, was du wünschest?“

„Du mußt mir erst versprechen, daß du nicht viel davon reden willst, daß es so im stillen und schweigend abgemacht würde, daß auch seine Freunde und ... Er nichts davon erführen ...“

Fräulein Weber blickte betroffen auf.

„Er?“ fragte sie, „du willst ...?“

„Sein letztes fertiges Bild, das noch unverkauft in seinem verschlossenen Atelier steht, möchte ich besitzen.

Du könntest ja durch einen Kunsthändler die nöthigen Schritte . . .“

„Durch einen Kunsthändler kann ich es ohne Zweifel für dich erwerben“, sagte Fräulein Weber mit ihrer scharfen Stimme, ein wenig trocken und hart, und beugte, ohne etwas hinzuzusetzen, ihren Kopf über ihre Zeichnung.

Hermine warf einen scheuen Blick auf sie, und dann nach einer Weile stummen Schweigens, während Fräulein Weber eifrig ihren Bleistift arbeiten ließ, lehnte sie den Kopf an die Lehne ihres Sessels zurück und schloß wie ermüdet die Augen.

Nach etwa einer Viertelstunde — die Nachmittagssonne war schon im Sinken begriffen und die Schatten lagerten sich über die Kronen der Mispelbäume im Garten da unten, während der warme goldene Lichtschein an einer Gruppe dunkler Cypressen leise, wie ein Uhrzeiger rückt, emporklomm — nach etwa einer Viertelstunde trat die Dienerin herein und meldete, daß eine schwarzgekleidete Signora draußen sei und bitte, mit „Signorina Erminia“ sprechen zu dürfen: „Una donna tedesca, mi pare“, setzte sie hinzu.

Hermine warf Fräulein Weber einen fragenden Blick zu. „Ich fühle mich nicht zu angegriffen, um wieder einen Besuch anzunehmen“, sagte sie dabei. „Wenn du nichts dagegen hast, so laß die Dame kommen.“

„Ganz wie es dir bequem ist“, erwiderte Fräulein Weber und beschied die Donna danach, die denn auch nach zwei Minuten mit ihrem „favorisca“ den Besuch auf die Terrasse dirigirte.

Die jetzt eintretende Dame war nicht, wie Hermine und ihre Freundin vorausgesetzt, eine Bekannte, sondern eine ihnen völlig Fremde. Sie war groß, blond, sie hatte sehr angenehme, vertrauenerweckende Züge, einen Blick, der durch etwas außerordentlich Klares und doch Sinniges anzog; dabei war sie in schwarze Seide gekleidet, auf eine Art, die den Augen der beiden Damen, bei denen sie eintrat, sofort verrieth, daß sie keine auf der äußersten Höhe der Mode stehende Großstädterin war. Sie trug an einem schmalen Riemen über der Schulter eine umfangreiche Ledertasche.

„Sie sind Fräulein Branco?“ sagte sie mit einer ganz auffallend wohlthuenden, weichklingenden Stimme, indem sie sich an Hermine wandte.

Diese blickte zu ihr auf und fühlte sich eigenthümlich von dieser Erscheinung betroffen. Es lag in den Zügen derselben, in dem Klange ihrer Stimme etwas, was, geschwächt wie sie noch war, so auf sie wirkte, daß ihr das Herz stärker aufschlug und sie darüber die Anrede gar nicht erwiderte. Fräulein Weber antwortete an ihrer Statt, sich lebhaft erhebend:

„Fräulein Branco — und ich bin Christine Weber. Dürfen wir wissen, wer . . .“

Die Fremde fiel ihr ins Wort; wie um die Nennung ihres Namens noch zu umgehen, sagte sie rasch mit einer gewissen Volubilität:

„Ich komme mit einem Auftrage zu Ihnen, als eine Abgesandte, die durch dies persönliche Kommen jeder Schwierigkeit ein Ende machen wollte . . . Sie ahnen wol, um was es sich handelt — Sie haben ein Vermögen geerbt, Fräulein Branco, und der, in dessen Händen es sich bisher befand, brannte vor Verlangen, es möglichst bald sicher in den Ihrigen zu sehen. Diese sichere Uebergabe aber bot, wie gesagt, Schwierigkeiten — die Post nimmt so große Beträge nicht an, in Gestalt von Wechseln die Sendung zu bewerkstelligen hätte so große Verluste herbeigeführt, der Umsatz der Papiere wäre für Sie so nachtheilig gewesen — kurz, es war das Allereinfachste, sich selbst auf den Weg zu machen und Ihnen Ihr Eigenthum persönlich zu überbringen. Dazu habe ich mich denn entschlossen; hat es doch für mich den Vortheil, nebenbei Rom zu sehen, Italien . . .“

Fräulein Weber hatte der, wie es schien, nicht ohne eine gewisse innere Erregung Sprechenden einen Stuhl hingeschoben; diese setzte sich und fuhr dabei fort:

„Ich habe die Werthpapiere, aus denen das Vermögen besteht, in einer sichern Ledertasche getragen, wie ein reisender Kurier, und hier ist sie, diese inhaltvolle und wohlbehütete Tasche.“

Sie nahm die Tasche ab und legte sie auf den kleinen Tisch vor Fräulein Weber.

„Hier ist“, fuhr sie fort, „der Schlüssel dazu, und da ich nun einmal eine Geschäftsreisende bin, muß ich bitten, daß Sie den Inhalt meiner Tasche gleich prüfen, die Summe zusammenzählen und mir eine Bescheinigung über die richtige Ablieferung ausstellen.“

Während alles dessen hatte weder Hermine noch ihre Freundin ein Wort gesprochen. Hermine schaute die Fremde mit einem Blicke an, als ob sie gar nicht auf das höre, was sie sage, sondern nur ihre Erscheinung in sich einsauge, nur den Klang ihrer Stimme auf sich wirken lasse; Fräulein Weber entgegnete jetzt erst:

„Sie kommen vom Herrn von Bellersheim gesandt und sind . . .“

„Rudolf's Schwester!“ fiel, die beiden Worte wie schwer aus der Brust ausathmend, Hermine ein.

„Die bin ich“, entgegnete Bertha, „Sie müssen mir auch ein gewisses Recht auf die Freude, Ihnen dies selbst zu bringen, einräumen; mein Bruder hat die Aufklärung darüber, die Feststellung, daß es Ihnen

gehört, herbeigeführt, so werden Sie mir denn auch verstatten, es Ihnen zu übergeben. Nicht wahr, Sie finden, daß ich selbst komme, natürlich, Sie zürnen mir deshalb nicht?"

Hermine streckte ihre noch so schwache, wachsbleiche kleine Hand aus und streckte sie Bertha entgegen. Sie sprach kein Wort dabei, aber ein paar Thränen traten in ihre großen, fest auf Bertha's Zügen haftenden Augen.

Bertha nahm die Hand und drückte sie warm zwischen den beiden ihrigen.

„Reden Sie noch", sagte Hermine dann leise, „der Klang Ihrer Stimme ist so wohlthuend; ich danke Ihnen, daß Sie zu mir gekommen sind."

„Dies Ihr Wort macht mich glücklich, sehr glücklich, Fräulein Branco, da ich kaum hoffen durfte, es von Ihnen zu hören. Ich kam in der Sorge, daß ich es nicht hören würde. Und doch mußte ich ja kommen. Es war dem Baron, war uns allen nicht blos eine Herzenssache, daß Ihnen Ihr Eigenthum nicht einen Tag länger als nöthig entzogen werde — ich selbst hatte außerdem die Brust so voll von dem, was ich Ihnen sagen wollte, mußte . . ."

Hermine zog langsam und wie leise erschreckend ihre Hand aus denen Bertha's fort.

Wie um abzulenken sagte sie:

„Sie sind allein gekommen — ganz allein?“

„Allein — man reist ja so leicht und rasch jetzt!“

„Welchen Muth Sie haben, ganz allein zu reisen, mit einer so großen Summe! Das also gehört jetzt mir! Und daß es endlich klar gestellt, daß das Testament wirklich gefunden ist, verdanke ich . . .“ Sie sprach den Namen nicht aus; sie wandte sich an die Freundin, indem sie lebhafter hinzusetzte: „Nimm du die Tasche an dich und verschließe sie, Christine. Und dann erzählen Sie uns von Ihrer Reise, wie lange Sie bleiben werden, ob hier für Sie gesorgt ist — ich bin noch so hülflos, aber meine Freundin wird alles thun, damit . . .“

„Ich bin vortrefflich in meinem Hotel logirt“, unterbrach Bertha sie und begnügte sich nun, während Christine die Reisetasche in ein Möbel einschloß und dann eine kleine Theemaschine herbeiholte und sich damit zu schaffen machte, Herminen von ihren Reiseerlebnissen zu sprechen, mit aller Unbefangenheit, die es ihr zu zeigen möglich war, während ihr doch so ganz andere Gedanken den Kopf füllten, das Herz bedrückten. Aber es war ja für heute des Ergreifenden und Erschütternden für Hermine schon genug gewesen, es lag ja genug davon für sie in Bertha's bloßer Erscheinung!

Und Bertha ging denn auch bald wieder, noch bevor

es völlig dunkel geworden. Am andern Tage wollte sie wiederkehren, um, sagte sie lächelnd, wie eine genaue Geschäftsträgerin, dazu die Frau eines Juristen, sich ihren Empfangsschein zu holen.

Und am andern Tage, es war um dieselbe Stunde, wo das Sonnenlicht leise an den Cypressen im Nachbargarten in die Höhe stieg und der Duft der japanesischen Mispelblüte über die Terrasse hinzog — da saß Bertha neben Herminens Sessel, die rechte Hand derselben in ihrer linken auf Herminens Knie haltend und eifrig heute von dem redend, was ihr das Herz erfüllte. Sie erzählte ihr von Rudolf's Lage, von seinem Schmerz, seiner innerlichen Vernichtung; sie sprach auch von seinem frühern Leben viel und erzählte von ihrem, von Rudolf's Kindesalter und Jugend.

Wer dieses Kindesalter und diese Jugend genau gekannt und ihr jetzt zugehört hätte, der wäre jedoch über den Inhalt ihrer Erzählungen ein wenig erstaunt gewesen!

Wie, Bertha, die stets mit so unbegrenzter Liebe an ihrem Vater gehangen, sprach so scharf verurtheilend von ihm? So ungerecht, so übertreibend?

Sie that es. Sie schilderte ihren Vater als einen Ehrenmann zwar, aber als einen Mann von krankhafter Leidenschaftlichkeit. Unter dieser Leidenschaftlichkeit hatte vornehmlich Rudolf, Rudolf's früh entwickeltes reiz=

bares Ehrgefühl, sein der Künstlernatur stets eigener Unabhängigkeitssinn schwer zu leiden gehabt. Bertha schilderte Scenen, in welchen die Geister aufeinandergeplatzt waren, und wie sehr, wie schmerzlich Rudolf's tiefes Gemüth jedesmal darunter gelitten. Man konnte sie nicht anhören, ohne aufs heftigste gerührt zu werden über die Leiden ihres armen Bruders, es fiel alles Licht, alles, was die wärmste Theilnahme hervorrufen kann, auf den Bruder; und alles Unrecht — auf den Vater! ...

„Und doch haben Sie so an Ihrem Vater gehangen", sagte endlich tonlos Hermine.

„Ein Mädchen leidet weniger unter solchem Wesen", versetzte Bertha, „sie hat den ausgesprochenen Charakter, den starken Rechtssinn eines Knaben, eines Knaben wie Rudolf war, nicht!"

„Er muß sehr, sehr viel gelitten haben", fuhr Hermine tieferschüttert fort.

„Ja, er hat unter dieser Leidenschaftlichkeit gelitten, wie auch Sie davon so schwer gelitten haben. Ein Aufkochen dieser Leidenschaftlichkeit hat — ganz unbeabsichtigt freilich — Ihnen den Vater getödtet. Sie haben beide schwer darunter gelitten, Rudolf wie Sie; es ist das wie eine Art Verbindung zwischen Ihnen, wie ein Seelenband, das dies gemeinsame Leid geschlungen hat von Anfang an."

„Ein gemeinsames Leid“, wiederholte Hermine halblaut, wie sinnend; „ein gemeinsames Leid ist wie ein Seelenband zwischen uns . . .“

„Und gibt Ihnen dies nicht etwas von dem Gefühl zurück“, fuhr Bertha sanft fort, „womit Sie früher an Rudolf dachten? — Damals, als noch Bande zwischen Ihnen bestanden, die Sie für unzerreißbar hielten, und die es doch auch eigentlich sind?“

Hermine stützte ihre Stirn auf die Hand und fing plötzlich laut zu weinen an.

„Sie zerreißen mir das Herz“, schluchzte sie; „ich habe ja nie aufgehört zu fühlen, daß sie unzerreißbar sind; es ist so viel auf mich eingeredet worden, so viel über mich gekommen, es hat mir ganz den Verstand verwirrt; ich habe endlich ganz zu denken aufgehört und nur noch eine innere Erstarrung in mir zu nähren gesucht, die mir über die Tage, die einzelnen Tage weghelfen sollte. Aber gefühlt, im innersten Herzen gefühlt habe ich immer, daß ich Rudolf nicht aufgeben kann, nicht aufgeben darf, weil unsere Väter zwei unglückliche Menschen waren, die sich einander zu Grunde richten mußten! Ihr Vater ist ja auch vor der Zeit ins Grab gesunken — —“

„Das ist er — er ist vor der Zeit ins Grab gesunken, weil der Gedanke an das, was geschehen, ihn

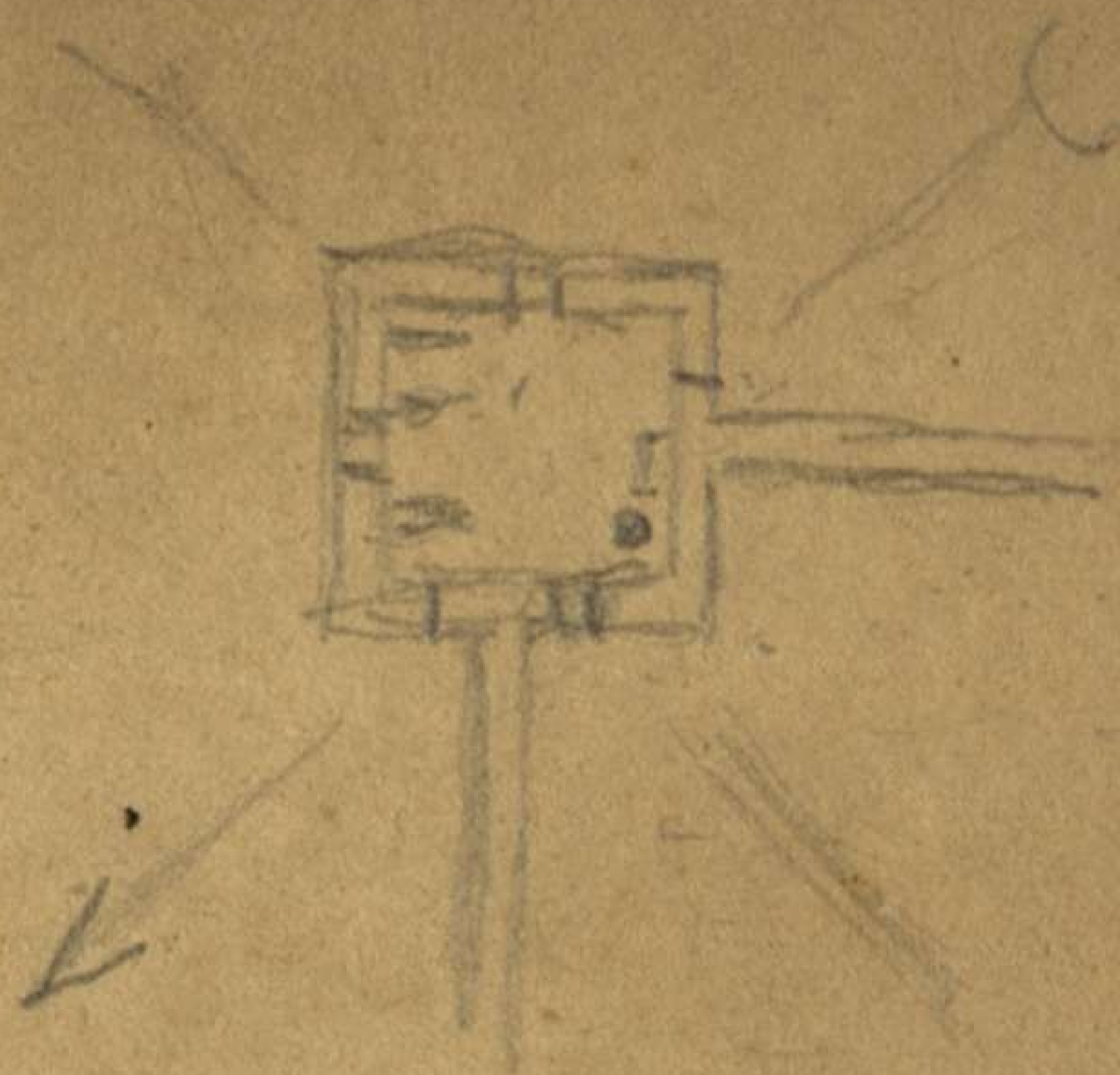
nicht leben ließ. Und so ist einer durch den andern untergegangen. Beide sind unglückliche Menschen gewesen — soll es nun ein Grund sein, daß ihre Kinder ebenfalls für ewig unglücklich sind? Rudolf kann ohne Sie nicht leben, er wird zu Grunde gehen, wenn er sich dem unbarmherzigen, ungerechten Spruch, daß der Väter Schuld von den Kindern gebüßt werden muß, beugen soll. Es ist ein alter Schicksalsspruch, aber kein guter, und deshalb kann er kein unabänderlicher sein! Zeigen Sie der Welt, Hermine, daß er nicht unabänderlich ist, überlassen Sie Rudolf nicht seinem Elend, wenn Ihr Herz nicht fühlt, daß es sein muß!"

„O, mein Gott, ich fühle davon ja nichts in mir, nichts mehr!" rief Hermine aus, indem sie in Thränen aufgelöst Bertha umarmte.

Als Bertha am Abende in ihren Gasthof zurückgekehrt war, schrieb sie zwei kurze Briefe und sandte ein Telegramm ab. Das Telegramm war an Rudolf gerichtet und enthielt die kurzen Worte: „Komm an einen der Schweizerseen; Hermine hat eingewilligt, dir dahin entgegenzukommen; bestimme welchen!" Die Briefe waren für den Baron und an Otto Frank gerichtet. An den Baron schrieb sie:

„Ich habe gesiegt durch eine fromme Lüge. Indem ich Hermine die Vorstellung erweckte, der, den sie vielleicht glaube um seines Blutes, seines Namens willen für ewig hassen zu müssen, sei nichts als ein Gefährte des Leids für sie. Dies hat alle Quellen ihres Gemüths ins Wallen und Wogen gebracht und — alles ist geschlichtet, wie Sie, verehrter Baron, es so leichtherzig längst vorausgesagt haben. Ihnen hat damit der Erfolg recht gegeben. Aber reicht er auch hin, um zu rechtfertigen, was ich gethan? Darf man die Todten kränken um der Lebenden willen, das Andenken jener entheiligen, um des Glücks der letztern willen? Ich weiß es nicht, ich fühle mich als eine Sünderin und fühle statt der Reue — doch nur Freude! Aber verrathen Sie mich niemand; was ich gethan, gesprochen — gelogen, das ist meine Revanche für Rudolf's That. Wir haben beide nun aus Liebe füreinander eine Sünde begangen — meine Sünde, am Andenken meines armen Vaters, wird zwar die schlimmere sein — aber unser Vater wird sie mir vergeben um seiner Liebe für uns beide willen!"

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Schücking, Levin

Die Herberge der Gerechtigkeit Roman

Bd.: 2

Leipzig 1879